365

~~UNS II c. 38~~

TAYLOR INSTITUTION

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

FN 309 A. 2

Digitized by Google

Aus dem

persönlichen Verkehre

mit

Franz Grillparzer.

Aus dem

persönlichen Verkehre

mit

Franz Grillparzer.

Aus dem

persönlichen Verkehre

mit

Franz Grillparzer

von

Auguste von Littrow-Bischoff.

Wien.
Verlag von L. Rosner.
(Tuchlauben 22.)
1873.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
18 JAN 1956
OF OXFORD

Meinen Lieben:

Karl

Ella

Arthur

Dora

zur Erinnerung an den Dichter.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 1

Mai 1865 20

Zeitläufe. Kaiser Franz. Polizei. Zedlitz. Bauernfeld.

Herbst 1865 31

Beethoven. Schumann. Musik.

Februar 1866 47

„Ein treuer Diener." Burgtheater. Schauspieler. Laube.

März 1866 62

Egoismus. Badereisen. Aberglauben. Frühere Begegnungen. Studenten-Adresse.

Frühling 1866 72

Krieg. Deutsche Einheit. Bacherl. Vernuläus

Herbst 1866 81

Der Krieg. Das Portrait. Fräulein Fröhlich. Weihnachten. Goethe.

Winter 1866 98

„Ahnfrau". „Sappho". Geburtstag. Fräulein Wolter. „Medea".

März 1867 120

Büste. Deutsches und englisches Historien-Drama.

Herbst 1867 131

Kaiser Maximilian. Erzherzogin Sophie. Das Trauerspiel in Mexiko. Moderne Dramen und Schauspieler.

Seite

Winter 1867 bis Frühjahr 1868 141
Weihnachten. Bücher. Hebbel. Abstimmung im Herrenhause über das Concordat.
Mai 1868 154
Esther.
Winter 1868 bis Februar 1869 168
Schiller-Akademie. Hannibal. Dichter-Monumente.
Herbst 1869 179
Leipzig. Weimar. Die Familie Goethe. Freiheitssinn.
Herbst 1870 bis Januar 1871 189
Zwei Polen in Weimar. Achtzigster Geburtstag. Sparsamkeit der Frauen. Deputation.
Februar 1871 201
Nach dem achtzigsten Geburtsfeste. Familie Stadion.
Herbst 1871 bis Januar 1872 212
Baden-Baden. Sehnsucht nach dem Tode. Ben Jonson. Letzte Besuche.

Einleitung.

So anmaßend es vielleicht erscheinen mag, diese Mittheilungen mit Erwähnung meiner Person zu beginnen, glaube ich doch ein Wort über den erst in den letzten Lebensjahren des Dichters begonnenen Verkehr und über die Art und Weise sagen zu müssen, wie diese Aufzeichnungen entstanden.

Im Spätherbst 1863 begleitete ich eine Freundin Freiin Sephine von Knorr zu Grillparzer und wurde gütig und mit dem Gruß aufgenommen, daß mein Name ihm durch meinen verstorbenen Schwiegervater, so wie durch meinen Gatten bekannt und in gutem Andenken stehe, daß er daher doppelt bedaure, sich in so trauriger Gestalt vor mir zeigen und durch seine Schwerhörigkeit mir die Nothwendigkeit zu schreien auferlegen zu müssen. Er erzählte wie er durch einen unglücklichen Sturz in der Umgebung von Tüffer sein Gehör fast ganz verloren und es seitdem nur wenig wieder erhalten habe.

Eine alte Inſchrift, die ihn ſowol durch ihren Inhalt als durch einen antiken Frauennamen, den ſie enthielt — ich glaube Mucilla — intereſſirt und zu einer kleinen Erzählung angeregt hatte, veranlaßte ihn, einen im Jahre vorher gemachten Spaziergang zu wiederholen und die Felswand, an welcher ſich die Inſchrift befand, aufzuſuchen. Man hatte aber indeſſen an jener Stelle Bierlocalitäten begründet, eine in den Keller führende Treppe frei gelegt, ſinniger Weiſe kein Geländer angebracht, und im Augenblick, da der alte Herr arglos der Inſchrift anſichtig werdend heran trat, ſtürzte er hinab. Contuſionen, Beulen, Schmerzen, vor allen Uebeln aber ein fortwährendes Rauſchen im Ohr waren die Folgen dieſes unglücklichen Falles geweſen, von welchen ganz zu geneſen er in ſeinen Jahren keine Hoffnung hegen durfte.

„Wenn ich einmal meiner Taubheit gewiß ſein werde, werde ich ſie, wie ſonderbar das auch klingt, leichter ertragen als jetzt“, ſagte er, „wo die Gewohnheit zu hören und die Begier Alles zu verſtehen, mich zu Anſtrengungen veranlaßt, die über meine Kräfte gehen, mich gänzlich ermatten und mir Kopfweh verurſachen.“

Ungeachtet es bei dieſem Geſpräch zu Dreien mit dem Hinderniß der Schwerhörigkeit zu keinem Moment kam, der über den Rahmen eines gewöhnlichen Beſuches hinausragte, hatte doch die einfach ſchlichte Erſcheinung des Greiſes, ſein lebhaftes Weſen, ſein melancholiſches Lächeln einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, als ich mir deſſen bewußt war, und der Wunſch, ihn wiederzuſehen, wurde ſo mächtig, daß ich an ſeinem Geburts-

feſte (15. Jänner 64), an welchem Tage, wie ich wol wußte, manche Fernerſtehende zu kommen ſich erlaubten, es wagte, mich den Glückwünſchenden beizugeſellen.

Solch ein Wiederkehren aber nahm der alte Herr, und wol mit Recht, erſt als ein Zeichen wahrer Theilnahme, während er einen erſten und einzigen Beſuch nur als Befriedigung einer gewiſſen Neugierde anſah, die ſich im Publicum, das ihn zwar, wie er meinte, vergeſſen, doch da und dort für ſeine Perſon erhalten habe. Der freundliche Abſchied bei dieſem zweiten Beſuche, das von einem Händedruck begleitete Wort, „Alſo, auf Wiederſehen", gab mir den Muth, mich öfter einzufinden, ſpäter Zeitſchriften und Bücher, von denen im Geſpräch die Rede war, zu bringen und zu ſchicken. Dieſe andauernde Theilnahme ſchien ihn zu erfreuen und er ſtellte mein Verfahren in gütiger Weiſe oft als Gegenſatz zu dem Benehmen anderer auf, mit denen er ſeit langen Jahren bekannt war, und die ſich Freunde und Freundinnen nannten. Sie, meinte er, die ihn gekannt, da er noch Herr ſeiner fünf Sinne und ein Dichter war, deſſen Umgang vielleicht Intereſſe haben konnte — obſchon er nie liebenswürdig geweſen — kümmerten ſich nun nicht mehr um ihn, während ich ſein gedächte, jetzt, da er ein alter hinfälliger Mann geworden, mit welchem zu verkehren ein Opfer ſei.

Dies war nun keineswegs der Fall. Im Gegentheil, es ſprach ſich in jedem Worte dieſes bedeutenden Menſchen und ernſten Denkers ein ſo reicher Lebensinhalt, ein ſo umfaſſendes Wiſſen und Empfinden aus, daß die Stunden in ſeiner Geſellſchaft nur allzu raſch dahin-

floſſen. Die Anſtrengung des Hörens, welche jedes tiefer eingehende Geſpräch ihm auferlegte, die Ermattung, die ſich in dem ſtarr werdenden Blick ausſprach, machte den werthvollſten Mittheilungen oft ein raſches Ende, und er wußte es dankbar zu ſchätzen, wenn man dieſen Augenblick richtig erkannte. Gegen mich aber war er, ich glaube wegen des vermeintlichen Zuſpätkommens bei ihm, ſo freundlich, gütig, väterlich, daß ich immer mehr Muth bekam, mir die Stunden, die ich in ſeiner Gegenwart genoß, wiederholt und um ſo eher zu gönnen, als es mir allmälig gelang, mich leichter verſtändlich zu machen. In demſelben Maße, als mir dies möglich wurde, ſteigerte ſich auch der Inhalt dieſer Geſpräche, welche, anfänglich ſich auf gewöhnliche Converſation beſchränkend, ſpäter Bedeutenderes berührten, bis die zunehmende Schwäche und die damit wachſende Schwierigkeit ſich verſtändlich zu machen dieſelben wieder in das tägliche Fahrwaſſer drängte.

Das Gehörleiden des Dichters ſchien jedoch, da ich ihn kennen lernte, ungeachtet ſeiner hohen Jahre, mehr nervöſer als organiſcher Natur zu ſein, da es ſich ſo wechſelnd zeigte, daß es an manchen guten Tagen das Verſtändniß jedes kleinen Scherzes, jeder feinen Redewendung zuließ, während es zu anderen Malen dem Greiſe oft ſchwer, faſt unmöglich wurde einer längeren Antwort zu folgen. Daraus ergab ſich aber von ſelbſt die Art des Begegnens, und ohne ſich deſſen bewußt zu ſein griff er, wenn ihm das Hören Anſtrengungen verurſachte, nach irgend einem nahe liegenden Stoff, welchen er eingehend beſprach, nur zuweilen ein Zeichen des Ver-

ſtändniſſes oder eine kurze Antwort von ſeinem Zuhörer erwartend. Merkte er aber gleich bei der erſten Begrüßung, daß er den Eintretenden leicht verſtand, ſo wirkte die Möglichkeit allerlei zu erfahren und ſich unterhalten zu laſſen offenbar wohlthuend und erheiternd auf ſeine Stimmung und er zeigte eine Art Durſt nach Neuigkeiten. „Wie geht es den Ihrigen? Waren Sie im Theater? Haben Sie Laube beſucht? Was hören Sie Neues aus Deutſchland?“ das waren ungefähr die ſtehenden Fragen, deren Beantwortung er mit ſichtbarem Intereſſe anhörte, ſelbſt wenn ganz unbedeutende Einzelheiten dabei zur Sprache kamen.

So lernte ich im fortgeſetzten Verkehr auch nach und nach die Eigenthümlichkeiten, die zu den verſchiedenſten Gerüchten Anlaß gaben, und die Dispoſitionen des Dichters kennen, welche ihn beſtimmten ſich ſo ſehr von der Welt zurückzuziehen, wie dies in der That der Fall war.

Die Urſache zu den verſchiedenartigen Erzählungen, die über ihn im Schwange waren, lag hauptſächlich in ſeiner abgeſonderten Stellung als Alt-Oeſterreicher und tiefgekränkter Patriot, als welcher er ſich gedrängt fühlte, allem entgegenzutreten, was ſeinem Vaterlande von außen her feindlich begegnete, ohne daß er das, wofür ſein Herz in warmer Begeiſterung ſchlug, mit ſeinen Grundſätzen vereinbaren konnte. Durch welche ſchwere Schule er nach dieſer Richtung hin in ſeiner Jugend gegangen, wie oft er von den Umſtänden gezwungen worden war ſich untreu zu werden, und mit welchen Empfindungen er der Verhältniſſe gedachte, die ihn zu

einem zeitweiſen Aufgeben oder Verleugnen ſeiner Denkweiſe nöthigten, dieſe Erörterungen gehören nicht hierher.

Der Ausdruck ſeiner Stellung und Geſinnung als Oeſterreicher und ſeiner individuellen Anſichten als Politiker, welcher mit keiner Nothwendigkeit pactirte und zwiſchen dem, was er für Recht und Unrecht hielt, keinen Mittelweg ſuchte, gipfelte in dem herben Ausſpruche: „Jeder öſterreichiſche Patriot muß ein Malcontenter ſein", und er blieb ein ſolcher Patriot ungeachtet aller ſchmerzlichen und entmuthigenden Erfahrungen, die er auf ſeinem Lebenswege gemacht. Dadurch, daß ihm Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, wo er frohe Ermunterung erwarten durfte, und daß er Kränkung erfuhr, wo anderen anderwärts die freudigen Kränze der Anerkennung winkten, entwickelte ſich in ihm jene dunkle Klangfarbe der Stimmung, welche Grundton ſeines Weſens blieb und in ſeiner Lyrik einen ſo gewaltigen und ergreifenden Ausdruck fand. Wie ſchwer aber auch der Druck auf ihm laſtete, der damals in Oeſterreich eine freiere und lebhaftere Bewegung der Geiſter niederhielt, wie bitter er in Gedanken und Worten dagegen reagirte, alle Entrüſtung, deren er fähig war, aller Schwung, der in ihm wohnte, hätten nie hingereicht ihn über den Grenzpfahl ſeines Vaterlandes hinüber zu heben. Seine Liebe zu Oeſterreich hatte etwas urſprünglich Inſtinctives, das hoch über der klügelnden Vernunft ihn mit der Gewalt einer Leidenſchaft beherrſchte und ſeiner ſonſt kritiſchen Natur gegenüber ſich als ein großartig Ganzes behauptete. Wenn

er jemals davon sprach zu reisen, um sich nebenbei nach einem Aufenthaltsorte umzusehen, war dies ein Gedanke, den seine Lippe sprach und seine Feder schrieb, ohne daß sein Herz ihn jemals ernstlich dachte. Er wurzelte mit allen Fäden seines Wesens an dem Lande, das ihn geboren, und ein Triumph Oesterreichs nach irgend einer Seite hin wäre ihm über alle Resultate gegangen, die er selbst diesseits und jenseits des Grabes hätte erreichen können. Mißmuthig über das, was er um sich sah und erleben mußte, zog er sich in sich selbst zurück und suchte und fand in späteren Jahren keinen Antrieb zu Schöpfungen, die, wie groß auch seine Erfolge gewesen sein mochten, ihm stets mehr Leid als Freude eingebracht hatten. Obschon fortwährend geistig schaffend, ließ er sich doch zu keiner neuen größern Arbeit mehr bestimmen. Dadurch aber, daß er vollkommen abschloß und nichts mehr von einer Welt verlangte, die den Lorbeerkranz und des Lebens höchste Ehren für ihn bereit hielt, schob er zwischen sich und die Begehrlichkeit anderer Sterblicher eine Scheidewand, innerhalb welcher er unabhängig von der Außenwelt und in fast klösterlicher Zurückgezogenheit lebte, Alles, was mit Moral und Gesetz im Widerstreit war, als machiavellistische Fälschung eines Sittengesetzes und Rechtsbegriffes abweisend, ohne welche es keine Basis der menschlichen Gesellschaft und des Staates gäbe.

Um das Unverständliche zu erklären, das in dem Wesen eines Mannes lag, der als warmer Patriot an seinen Mitbürgern, seinem Lande, seinem Herrscherhause hing und doch mit herber Kritik und faustischer

Schärfe geißelte, was sein Herz mit treuer Liebe umschloß, hatte man sich gewöhnt, Grillparzer als Alt-Oesterreicher zu bezeichnen. Man verstand darunter das kleine Häuflein von Männern, welche sich äußerlich in den Grenzen eng bemessener religiöser, politischer und bürgerlicher Freiheiten zu halten gewöhnt hatten, während sie innerlich mit unerschütterlichem Rechtsbewußtsein sich in der Erinnerung an Kaiser Joseph's unvergeßliche Tage — an die sogenannten Josephinischen Traditionen — klammerten, auf die Wiederkehr dieser Strömung bauten und sich einstweilen durch muthwilligen Spott und schneidende Selbstironie über die Schranken der Gegenwart hinaus setzten. Ob Grillparzer, seiner tief ernsten Natur nach, jenen größtentheils lachenden Philosophen beigezählt werden konnte, bleibt wol zweifelhaft. Man pflegte jedoch ihn als solchen anzusehen und legte, um ihn zu charakterisiren, ihm mancherlei Absonderlichkeiten, namentlich aber einen Volksdialect bei, den er wohl ganz in seiner Gewalt hatte, dessen er sich aber nur bediente wenn er mit Leuten verkehrte, die sich selbst in solcher Weise auszudrücken pflegten, oder wenn er Personen dieser Art scherzhaft bezeichnen wollte. Allerdings sprach er gewöhnlich nicht in der reinen Mundart deutscher Hofbühnen; er zog mitunter Zeit- und Fürwort bequem zusammen, vernachlässigte da oder dort einmal die Aussprache der Endsilben und bediente sich mit Vorliebe des Zwischenwörtchens „halt"; in feierlichen Momenten aber, oder wenn er ernst und eindringlich sprechen wollte, war er ohne Affectation der edelsten und reinsten

Sprachformen mächtig, was wol als Beweis dienen mag, daß ihm dieſelben auch ſonſt geläufig ſein mußten.

Wie unangenehm ihn ſchlechte Sprache berührte und wie empfindlich er dafür war, geht aus der Schilderung ſeiner Begegnung mit Joh. Nep. Hummel in Weimar und vielen anderen Aeußerungen eben ſo hervor, wie ſich in dem Vergnügen, das er an guter Sprache (z. B. beim Beſuche Rahel's) empfand, ſchon ſein richtiges Gefühl dafür kundgab. Nur ſcherzweiſe und im vollen Bewußtſein der Ungeheuerlichkeit manches Sprachauswuchſes bediente er ſich zuweilen des volksthümlichen Idioms und hierbei ſcheint er namentlich von Fremden oft arg mißverſtanden worden zu ſein.

Nicht minder ſchwer verſtändlich war Vielen die Vorliebe, mit welcher der deutſche Dichter ſich den romaniſchen Bildungselementen im Gegenſatz zu den germaniſchen zuwendete. Das Oeſterreicherthum Grillparzer's lag, wenn man ſo ſagen darf, wie der Katholicismus auf den Vorbedingungen romaniſcher Cultur und ſtellte ſich wie dieſes dem germaniſchen Weſen entgegen, zweifelhaft, ob dieſer Stamm als ſpäterer Emporkömmling der Civiliſation die hinreichende Baſis für das Fortſchreiten allgemeiner Bildung biete. Daher der Vorzug, den er, ungeachtet ſeiner Verehrung für Shakeſpeare, der franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Literatur zuwendete, welche er alle eben ſo wie die engliſche bis in die genaueſten Einzelheiten kannte. Dazu kam noch, daß die Blüthezeit Oeſterreichs einer Epoche angehörte, da das germaniſche Element der Sprachbildung eben erſt erwachte, des Dichters Jugend

aber in eine Zeit fiel, da der ſtrenge Abſchluß von Deutſchland das Oeſterreicherthum mit ſo feſten Klammern umſchloß, daß ſelbſt die hervorragendſte Begabung ſich dieſen Feſſeln nicht zu entwinden, ſich dieſer Beſchränkung nicht zu entziehen vermochte.

Eine andere Eigenthümlichkeit, ein, faſt möchte man ſagen, ſenſitives Abſchließen von der Welt beruhte in dem Vorhandenſein eines tief innerlichen Bedürfniſſes nach Einſamkeit und Sammlung, welches, wenn der ſchaffende Geiſt erwachte, ihm jeden, auch den wertheſten Umgang läſtig erſcheinen ließ. Viele haben ihn in dieſer Stimmung geſehen, ſtill dahin gehend in den belebten Straßen Wiens, durch einzelne Worte ja wol auch durch Bewegungen der Hand die innere Thätigkeit des Geiſtes verrathend und kurz und fremd jeden Gruß — wenn er überhaupt bemerkt wurde — ablehnend. Dieſes ſtillſchweigende Zurückweichen vor fremder Begegnung wurde aber um ſo mehr zur Gewohnheit als der Dichter ſich überhaupt, namentlich in ſpäteren Jahren, da die alten Freunde ihm größtentheils dahingegangen waren, wenig zu den Menſchen, am wenigſten zu neuen Bekanntſchaften hingezogen fühlte und ſein, Intereſſe und Sympathie erweckendes Weſen, dem aber — wie er ſich deſſen bewußt war — Hingebung fehlte, brachte ein fortwährendes Ablehnen naturgemäß mit ſich. Er ſah in dieſen Dingen ſo klar, gab ſich ſo wenig irgend einer Selbſttäuſchung hin, daß er ſich ſchließlich zu ſtreng beurtheilte. „Sie glauben gar nicht“, ſagte er eines Tages, „was ich im Vergleich mit Anderen für ein harter, kalter, unzugänglicher Menſch bin. Das ein-

zige Gute an mir ist noch, daß ich's erkenne und an Anderen zu schätzen weiß, daß sie anders sind". Wie wenig activ er sich aber beim Anknüpfen freundschaftlicher Verhältnisse zeigte, geht schon daraus hervor, daß er selbst durch Goethe's Aufforderung sich nicht bestimmen ließ, in brieflichen Verkehr mit dem großen Dichterfürsten zu treten, eine Sprödigkeit, die diesem wol nur dies eine Mal begegnet sein und auf die Höflichkeit des Oesterreichers kein günstiges Schlaglicht geworfen haben mag. So wenig entgegenkommend Grillparzer aber auch war, fehlte es ihm doch nicht an warmen Anhängern; denn diese auf sich selbst beruhende, scheinbar keines fremden Zuspruches, keines Anlehnens bedürftige Natur zog die Menschen mächtig an und wol dürfte es kaum einen Sterblichen geben, dem treuere Liebe, hingebendere Freundschaft zu Theil wurde.

Wenn der Hauch des Ernstes, der ihn umwehte und den Grundton seiner Natur bildete, den jungen Dichter schon in frühen Jahren Vielen als unnahbare Größe erscheinen ließ, so verlieh eben die tiefe Resonanz seines Wesens den Momenten der Heiterkeit doppelten Reiz. Sein lautes Lachen, sein spöttisches, sein schalkhaftes Lächeln theilte sich den ihn Umgebenden schnell mit und stimmte zur Munterkeit, während die beinahe trübsinnige Atmosphäre seines Temperamentes niemals mit bleierner Schwere auf seinem Kreise lastete, wie dies bei ähnlich gearteten Charakteren oft der Fall ist. Eine gewisse Melancholie lag in seiner tiefsten Natur, aber weit entfernt sich darin zu gefallen

wie manche Poeten, war er vielmehr froh seinen düsteren Vorstellungen durch heitere Ereignisse oder Personen entrissen zu werden. Weltschmerz und dichterische Schwermuth, in welche sich z. B. Byron mit Vorliebe hüllte, standen im schneidendsten Gegensatz zu Grillparzer's Natürlichkeit, Wahrheit und Selbsterkenntniß. „Ich suche oft", sagte er, „die Einsamkeit, nicht nur, weil sie mir Bedürfniß, sondern weil ich mir mit meinen traurigen Gedanken auch für die Anderen sehr überflüssig erscheine."

Aber auf solche Epochen vollständiger Absonderung von allen Menschen folgten dann Zeiten lebhafter Reactionen, in welche es den Dichter drängte, was ihm bei dieser und jener Gelegenheit eingefallen, Ideen, die aufgetaucht, Bemerkungen, die er gemacht, zur Mittheilung zu bringen, gleichviel wer die Personen waren, denen er sich in solchen Momenten offen hingab, die sich dann oft durch sein Zutrauen geehrt fühlten und sehr erstaunt waren, nach einiger Zeit nicht mehr gekannt zu sein. Ein dunkles Gefühl dieser Eigenheit ließ Grillparzer daher in Stunden der Ueberlegung mit einer gewissen Vorsicht zu Werke gehen und lehrte ihn mehr und mehr den Umgang mit Menschen ablehnen, von deren Wolwollen er nicht überzeugt war. Dieses Bewußtsein eines zeitweise in Worten sorglos dahinströmenden Mittheilungsbedürfnisses, in welchem er eben so aussprach, was er sich oft lange vorher zurecht gelegt hatte, als was ihm momentan und unbedacht durch den Kopf fuhr, wobei er oft die widersprechendsten Aeußerungen that, steigerte aber auch die

Abneigung gegen die Oeffentlichkeit, d. h. gegen jene Oeffentlichkeit, welche ſich jedes zufällig hingeworfenen Wortes bemächtigt und Alles, was unter dem Eindruck des Privatverhältniſſes harmlos ausgeſprochen wird, vor das Publicum bringt. Der Unmuth, ſich mit jeder Aeußerung vor dieſes Forum geſchleppt zu ſehen, mußte um ſo größer bei einem Manne ſein, deſſen ſchroffe und beſtimmte Sinnesart ſich in ſcharfen und epigrammatiſchen Ausſprüchen eben ſo gern und leicht Luft machte, als es ſeine Herzensgüte und ſeinen feinen Tact für das Schickliche verletzte, wenn durch unberechtigtes Verbreiten von Aeußerungen die in augenblicklicher Aufwallung unbedacht geſchehen waren, Andere beleidigt wurden. Noch mehr aber erzürnten den ſtreng Wahrheitsliebenden die von Wiederholungen unzertrennlichen Entſtellungen und Mißverſtändniſſe ſolch einzeln herumgetragener Worte und Meinungen.

Mit dieſem Unwillen gegen das Hinausgezerrtwerden in die Oeffentlichkeit ging Hand in Hand eine ſteigende Abneigung gegen dieſelbe, welche, nachdem eines ſeiner Stücke mit Mißfallen aufgenommen worden war, ſich auf jede literariſche Publicität erſtreckte. Hieraus aber ergaben ſich manche der Widerſprüche ſeines Lebens, die dazu beitrugen, ihn unverſtändlich zu machen. Denn Widerſpruch war es, wenn der ſich ſeiner echten Kraft bewußte Dichter eine Oeffentlichkeit verabſcheute, durch welche er gleichwol nach ſeinem Tode zur Anerkennung zu gelangen überzeugt war; Widerſpruch war es, wenn er, der ein deutſcher Dichter und das deutſche Element in Oeſterreich ſo hoch hielt, daß er in deſſen Beeinträch-

tigung den Verfall seines Vaterlandes sah, sich von Widerwillen gegen Deutschland beherrschen ließ; Widerspruch war es, wenn die mangelnde Theilnahme Deutschlands ihn kränkte, da er doch durch Zurückhalten einer Gesamtausgabe seiner Werke überall, außer der Heimat, fremd bleiben mußte; Widerspruch war es, wenn er in epigrammatischen Ausfällen sich gegen die Forschungen der Germanisten wandte, während er doch selbst seine Sprache offenbar an dem Läuterungsproceß, den sie durchführten, gereinigt hatte; Widerspruch war es, wenn er aus Liebe zu Oesterreich sich zum Haß gegen Preußen bestärkte, während er doch der redlichen Sparsamkeit der dort Verwaltenden, der Hingebung und Selbstentäußerung der Regierenden (großen Staatsmännern gegenüber) immer Gerechtigkeit widerfahren ließ; Widerspruch war es — aber wer könnte die Widersprüche dieses innerlich doch harmonisch gestimmten Lebens, die herben Conflicte einer durchaus groß angelegten Natur im Zusammenstoß mit kleinlichen Verhältnissen eingehend schildern; wer die Mißverständnisse, die daraus entstanden, erklären?

Es ergaben sich aus diesen Gegensätzen die traditionellen Unwahrheiten, welche über Grillparzer wie über fast alle hervorragenden Männer im Umlaufe sind, auf welche sich die Blicke der Menge in einer Lebenszeit richten, da sie selbst sich diesen Blicken zu entziehen suchen. Während Goethe, dessen letzte Greisenjahre von seiner Schwiegertochter Ottilie und deren Schwester Ulrike von Pogwisch gehütet wurden, durch die Schranken, welche deren Sorgfalt um ihn zog, in

den Ruf vornehmer Zurückgezogenheit und kalter Verschlossenheit kam, haben andere einzeln stehende Männer von solcher Bedeutung, z. B. Humboldt, viel Schlimmeres dadurch erfahren, daß die neugierige Geschwätzigkeit sich an sie drängte und Alles und Jedes auf sie bezügliche zu Markt brachte. Momentane Aufwallungen der Galle, des Unmuthes, der üblen Laune, Aeußerungen und Urtheile, nicht selten von körperlichen Stimmungen bedingt, die rücksichtslos verbreitet wurden, fälschten zuweilen das Bild von Männern, die, wie groß sie auch waren, nicht nur Menschen blieben, sondern auch in der Hinfälligkeit ihres Alters eben so der körperlichen und geistigen Schwäche unterlagen wie andere Sterbliche.

Ungeachtet solcher Hinfälligkeit wohnte in dieser schwachen Hülle ein starker und lebendiger Geist und das starke und vielseitigste Interesse an fast allen Dingen verließ ihn nicht bis zu seiner Todesstunde. Daß er diese aufrecht erwarten, daß er nicht im Bette sterben werde, hatte er oft gesagt. Poesie, vor Allem die dramatische, das Theater im Allgemeinen und speciell das Burgtheater und dessen Künstlerschaar, nahmen seine Theilnahme im höchsten Grade in Anspruch. Alles, was damit im Zusammenhange war, interessirte ihn und er gedachte oft, wenn die Rede darauf kam, dankbar Jos. Weilen's, welcher ihn stets im Laufenden der darauf bezüglichen Vorgänge hielt. Aber auch über alle anderen Ereignisse der Politik und der Literatur, des Staates, des Hofes, der Regierung war er stets auf's Beste unterrichtet. Sein kritischer Blick

ſchweifte über die Verhältniſſe der Gegenwart hinüber zu der Vergangenheit, deren Geſchichte er genau kannte und ſtets deutlich vor Augen hatte, zu politiſchen Combinationen die er lebendig geſtaltete und es ſchien oft unbegreiflich woher und wie der einſam lebende Greis alle dieſe Nachrichten bekam, behielt und im Geiſte verarbeitete.

Die Möglichkeit hierzu lag wol in der Aufmerkſamkeit, die er fremder Mittheilung ſchenkte. Er gehörte nicht zu dem Schlage alter Herren und anerkannter Celebritäten, die ſich ſogleich des Geſpräches bemeiſtern und Jeden, der ihnen begegnet, als brauchbares Material ſie anzuhören und zu bewundern, anſehen. Es liegt aber eben in der individuellen Geltung, die er Jedem im Umgange einräumte, zugleich die Beantwortung der Frage, wie er zur Kenntniß all der Dinge kam, welche nur durch den lebendigen Verkehr vermittelt werden. Zugleich erhellt aus dieſer Eigenart die Unmöglichkeit des gefeierten Mannes Worte allein und ohne die ſich im Zwiegeſpräche ergebenden Zwiſchenreden, welche leider mehr als wünſchenswerth hier in Betracht gezogen werden mußten, mitzutheilen, da dieſe letzteren die Uebergänge von einem Gegenſtand zum andern bilden. Dieſelben konnten daher, ohne der charakteriſtiſchen Wahrheit zu ſchaden, nicht weggelaſſen werden, denn ein jähes Springen von einem Gegenſtand zum andern, ſo wie der Gebrauch abgehackter kurzer Sätze, welche durch Hinweglaſſung der zwiſchenliegenden Antworten nothwendig entſtanden, war durchaus nicht in ſeiner Art. Und wenn in manchen ſeiner

Aussprüche etwas Sententiöses lag, so standen sie doch immer so sehr im Zusammenhange des Gespräches und wurden so schlicht und einfach vorgebracht, daß es Sache des Hörers blieb, die darin enthaltene Bedeutung zu finden.

In den Beginn des sich freundlich gestaltenden Verkehrs fiel ein schweres Unglück unseres Hauses und lange Zeit wagte ich nicht, des mir fernstehenden Dichters Schwelle zu betreten. Zwischen dem Maistrauß, den ich 1864 bescheiden an seiner Thüre abgab und den Blumen, die ich am 1. Mai 1865 selbst zu bringen mir erlaubte, lag der Abgrund eines Schmerzes, in welchen den Greis blicken zu lassen mir um so weniger passend schien, je fremder dem einsam und ohne Familie Lebenden solcher Gram geblieben sein mußte. Er aber, denselben von den stummen Lippen lesend, glitt in leiser Berührung mit wenig Worten des Geschehenen gedenkend darüber hin und suchte Theilnahme zu spenden, indem er in überraschender Weise Analogien in seinem eigenen Leben suchte und fand. Der einzige Neffe der Damen Fröhlich, seiner Jugendfreundinnen und späteren Hausgenossinnen, Wilhelm Bogner, von ihnen allen wie ein Sohn geliebt und auch von dem Dichter mit väterlicher Theilnahme begleitet, voll der herrlichsten Anlagen, war ihnen in der Blüthe der Jahre, im Glanze freudiger Hoffnungen durch den Tod entrissen worden. Die Art, wie Grillparzer dieses tief treffenden Schlages gedachte, die wenigen Worte eines schwer wiegenden Verständnisses für ein solches Weh, die Entschiedenheit, mit welcher er aussprach, daß der

volle Werth des Menſchen ſich eben darin zeige, wie er die Wechſelfälle des Lebens, Freude und Schmerz, vor Allem aber das unabänderliche Unglück trage — das Alles ließ den Greis in dieſen Momenten als einen Patriarchen vor mir erſcheinen, deſſen väterliche und Ehrfurcht gebietende Autorität beſtimmend auf mich wirkte.

Von dieſer Zeit an ſchrieb ich, wenn es mir möglich war, ſeine Worte und die mit ihm gepflogenen Unterredungen nieder und wenn ich den Meinigen — die wol auch den Dichter zeitweiſe beſuchten — davon erzählte, waren ſie ſo ſehr erfreut, daß es mir als eine Art Familienpflicht erſchien, dieſe unvergeßlichen Stunden nach Möglichkeit für ſie feſtzuhalten.

Die nachfolgenden Mittheilungen ſind das Ergebniß meiner Aufzeichnungen; da dieſe Unterredungen ohne den leiſeſten Hinblick auf die Möglichkeit einer Veröffentlichung niedergeſchrieben wurden, erſchien es um ſo mehr angezeigt, alles, was ſich auf Perſönlichkeiten bezog, was als Ausdruck des Unmuthes, momentaner Gereiztheit, politiſcher Unzufriedenheit — ja alles, was im Sinne des Dahingeſchiedenen als Vertrauensäußerung gelten konnte, wegzulaſſen, als gerade dieſe herb vibrirenden Saiten ſeines Weſens durch all ſeine Dichtungen und Worte hindurchklingen, ja in faſt allen Mittheilungen über ihn mehr denn hinreichend hervorgehoben ſind. Es ſollte eben die Aufgabe dieſer Blätter ſein, jenen allzu verdüſterten Zügen gegenüber in leichten Umriſſen das nur wenigen bekannt gewordene, aber dennoch gleichfalls wahrheitsgetreue

Bild des ernsten Greises im Gewande der ihm ganz eigenthümlichen schlichten und liebenswürdigen Weise darzustellen, die alle, die ihm näher zu treten Gelegenheit hatten, unauflöslich an ihn fesselte.

Indem ich diese Mittheilungen aus dem persönlichen Verkehre mit Franz Grillparzer nicht ohne Befangenheit der Oeffentlichkeit übergebe, glaube ich wiederholt betonen zu müssen, daß sie ursprünglich blos für die Familie und einen engen Freundeskreis bestimmt waren. Nur die Unmöglichkeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen Mittelweg zwischen Geheimhaltung und Publicität einzuschlagen nöthigte zu einer Wahl zwischen diesen beiden Extremen. Der Wunsch aber, ein bescheidenes Scherflein zur pietätvollen Erinnerung an den Dichter beizutragen, führte zu der Entscheidung, von welcher das Erscheinen dieser kleinen Schrift Zeugniß giebt.

Wien 1873.

An Grillparzers Todestage.

Mai 1865.

Zeitläufe. Kaiser Franz. Polizei. Zedlitz. Bauernfeld.

Das Wetter war schlecht und Grillparzer klagte über die — wie er wol wisse nur scheinbare — Verschlimmerung des Klima, über seine Gesundheit, seine Schwerhörigkeit.

— „Jetzt will ich noch Teplitz versuchen", sagte er, „wenn das aber nicht hilft, dann ergebe ich mich in das Unabänderliche und höre auf, mich selbst zu peinigen. Ich thue es auch jetzt nur meiner Hausfrauen oder Hausfräulein wegen, die wenn ich mich im Winter unwoler fühlen sollte — und es ist ja bei dem zunehmenden Alter, wenn ich überhaupt noch lebe, gar nicht anders möglich — gewiß sagen würden: Sehen Sie, warum sind Sie nicht in ein Bad gegangen! Gut also, es geschieht, ich gehe, ich habe das Meinige gethan, aber dann will ich Ruhe haben. Es ist ja auch nicht blos die Taubheit, die mich plagt."

Ich meinte, die Schwerhörigkeit sei doch leichter zu ertragen, als manches andere Uebel; man könne lesen, arbeiten . . .

— „Arbeiten", spottete Grillparzer, „vielleicht, wenn ich nicht so faul wäre — und lesen? Ich habe es natürlich aufgegeben, mich noch mit Kenntnissen für das Jenseits zu bereichern; aber ich nehme gern etwas her von dem was ich kenne, und so bin ich gerade wieder über die spanischen Dichter gekommen, die ich in meiner Jugend so gern gehabt, und die ich immer mit neuem Interesse durchgehe. Aber in einigen Monaten ist Alles so vergessen, daß ich nicht einmal mehr den Inhalt der Handlung weiß."

„Das geht uns Jüngeren ebenso", versetzte ich.

— „Sie denken, ich sei niemals jung gewesen; es ist wol lange her, allein es war doch einmal, und ich weiß, was die Jugend vergißt, schnell, leicht, gleich vergißt — das, was sie nicht reizt, nicht interessirt. Aber der Gedanke, es ist gleich ob und was Du liest, in drei Wochen ist Alles wieder verwischt — das ist schrecklich, das ist ein vernichtendes Bewußtsein, ein Bewußtsein, von dem man keinen Begriff hat in früheren Jahren."

„Man wünscht sich immer", erwiederte ich, „ein Alter mit voller Klarheit des Geistes; ich sehe, daß man Unrecht hat, daß man glücklicher ist wenn ein weniger klares Denkvermögen die Uebel welche das Alter mit sich bringt, nicht so herb empfinden läßt, eine zweite Kindheit sie überschattet. Sie sind zu klar! Hätte man in früherer Jugend solch volles kritisches Betrachten seiner selbst, man wäre eben so wenig glücklich, als Sie es jetzt sein können. Man würde in dieser Durchsichtigkeit die Menschen nicht verstehen und eben so wenig von ihnen verstanden werden können."

— „Darin haben Sie vollkommen recht. Ich verstehe die Menschen nicht mehr und weiß nicht einmal, ob der Fehler an ihnen, an mir oder an meinem Alter liegt. Die jetzigen Menschen verstehen alles, was ich nicht verstehe und auch in meiner Jugend nicht zu verstehen glaubte, und ich weiß nicht, ob sie so klug und ich nur zu dumm bin, und so sehe ich Alles um mich schwanken und in Frage gestellt."

Ich meinte, es sei eine Epoche der Gährung und Klärung, des Ueberganges. Die Menschen zur Zeit der französischen Revolution hätten eben so empfunden — Alles aber würde sich von den Schlacken reinigen, wenn auch erst nach uns.

— „Wenn ich das wüßte, mit solcher Bestimmtheit zu sagen mir getraute wie Sie, weil Sie jünger sind, mir wäre besser zu Muthe. Schon mehrmals hat die Welt eine vieltausendjährige Cultur zu Grunde gehen sehen und immer, wie schon die heilige Schrift es andeutet mit dem Thurm von Babel, unter den Symptomen der Verwirrung. Dann sage ich mir freilich wieder: Ein Mann, Ein Gedanke, den wir heute nicht ahnen, kann schon morgen der Welt neue Bahnen weisen. Wie war es doch in den Jahren Fünf und Neun. Welch eine Unterdrückung, welch ein Abgrund und keine Aussicht auf die Möglichkeit eines veränderten Zustandes, auf eine Erhebung Deutschlands, Oesterreichs oder Preußens — der Anderen gar nicht zu gedenken Da plötzlich kommt dem Manne in Frankreich der Gedanke, sich selbst zu liefern. Keine denkbare Macht konnte ihn stürzen. Er mußte sich einen Gegner suchen, er mußte

es mit der Natur aufnehmen und ſeine glänzenden, unüberwindlichen Armeen aufs Eis und in die Schneefelder Rußlands führen. Und mit einem Ruck war das Angeſicht der Welt verändert und Alles kam in die alten Fugen in einer Art und Weiſe, wie kein vernünftiger Menſch es für möglich oder wünſchenswerth halten konnte."

Ich bemerkte, daß jene Epoche eine wunderbare Zeit ſich grell widerſprechender Momente geweſen ſei, in welcher ein Ereigniß immer das andere Lügen ſtrafte.

— „Die Statue des Kaiſer Joſeph iſt mir da immer ein Monument ſolcher Momente. Zur Zeit, da es ſo ſchlimm ſtand, daß ſich Allen die Ueberzeugung aufdrängte, ſo könne es nicht fortgehen, es müſſe etwas geſchehen die Menſchen zu bilden, zu heben, dem Phäakenthum zu entziehen, kam man auf die Joſephiniſchen Traditionen zurück. Der Gemeingeiſt ſollte erwachen und Kaiſer Franz errichtete ſeinem Oheim, nicht ſeinem Vater, ein Denkmal. Man wollte das Volk ermuthigen, begeiſtern; in dieſem Sinne wurde auch der Leopoldsorden geſtiftet, der eine Art légion d'honneur ſein ſollte, für den man aber damals gleich wie er gegründet war niemanden wußte dem man ihn geben konnte. Für die Ariſtokraten war er nicht und andere wußte man nicht zu finden. Da kam anno Zwölf der ruſſiſche Feldzug, dann das Jahr Fünfzehn, und man hätte am liebſten auch dieſe Dinge ungeſchehen gemacht. Kaiſer Franz wollte von keiner Erinnerung an Kaiſer Joſeph mehr hören und ſagte: „Jetzt bringen mir wiederum alles aufs Alte z'ruck." Das Schlimme

war, daß er zur Schreckenszeit der französischen Revolution auf den Thron kam, daß dieser Eindruck ihn nie verließ und auch von anderen Seiten immer wach in ihm erhalten wurde, so daß er nur suchte hintan zu halten, was eine freie Entwickelung fördern oder was selbst mächtig werden konnte; deshalb wollte er auch das geistliche Element nicht zu sehr empor kommen lassen und in dieser Beziehung wünschte ich wol, manches wäre so geblieben wie es damals war. Staat und Religion zu vereinigen, das hat er als Kaiser sehr gut verstanden, und eine solche Zeit der Eintracht kommt nicht wieder. Seine Brüder haben nach der Reihe wie sie Lust hatten Protestantinnen geheirathet, ohne daß das mehr Umstände gemacht hätte, als daß ein eigener Sitz in dem protestantischen Bethaus für sie eingerichtet wurde."

Ich sagte, daß ich das selbst aus eigener Erfahrung wisse. Vater und Mutter hätten in gemischter Ehe gelebt, wir wußten es kaum. Niemand sprach davon und das Wort confessionell sei mir erst als ich erwachsen war zu Ohren gekommen.

— „Und so war es überall; man interessirte sich gar nicht für confessionelle Unterschiede. Man hätte vielleicht ganz darauf vergessen, wenn nicht der Pfarrer Hausknecht und ein Superintendant Wächter vorzügliche Redner gewesen wären, so daß es unter den Katholiken Mode wurde, ihre Predigten zu hören. Von sogenannten religiösen Conflicten war nicht die Rede und wehe dem Geistlichen, der dem Kaiser Franz — welcher sehr gewissenhaft in seine Messe ging und seinen Beichtvater hatte — mit solchen Beschwerden gekommen wäre."

Das Gespräch kam auf nationale und individuelle Bedürfnisse, Anlagen, Fehler, und Grillparzer klagte sich der Arbeitsscheu an, „aber", schloß er, „wer arbeitet gern? Wer arbeitet, wenn er nicht muß?"

„Wer?" fiel ich ein, „der Dichter, den die innere Nöthigung treibt und welcher in diesem Drange sich mehr anstrengt, als äußerer Zwang ihn nöthigen könnte. Sie denken doch nicht ich gehöre zu den Leuten, die da sagen, was macht der Mensch? Höchstens alle Jahre ein Trauerspiel! nach der Art eines alten Hofrathes, den mein Vater kannte und der sich ärgerte, daß die Hofschauspieler, die doch nur Abends beschäftigt wären, so viel Gehalt bekämen wie er, der den ganzen Tag und bis in die Nacht arbeitete."

— Grillparzer lachte herzlich. „Das ist so recht aus der Zeit vom Kaiser Franz, der wol auch so gedacht hat. Ich habe selbst solche Leute gekannt und meine Jugend war zum Theil umgeben von Menschen dieses Schlages, so daß es ein Glück für mich gewesen ist, ein k. k. Beamter zu sein, dem man nebenbei seine poetischen Ausartungen hingehen lassen konnte."

Ich sagte, ich sähe nur wie recht ich hätte, niemandem zu glauben, was er selbst von sich sage. Denn nicht nur was positiv an eigenen Werken vorliege, sondern die neben einem Beamtenberufe mit solch eingehendem Eifer betriebenen Geschichts-, Sprach- und Literaturstudien wiesen ja auf ein in jedem Moment von Geistesarbeit ausgefülltes Leben hin.

— „O Gott! ich hätte vielmehr thun können als ich that!" rief Grillparzer, „viel mehr — aber da waren,

wie geſagt, meine Arbeitsſcheu und dann die Verhältniſſe unter Kaiſer Franz daran Schuld. Es ſieht vielleicht nicht gut aus, wenn man auf ſolche Weiſe ſeine Faulheit beſchönigen will, aber Sie glauben nicht wie das lähmt, wenn jeder Stoff, den man ergreift, etwas enthält, über deſſen Zuläſſigkeit der Kopf geſchüttelt wird. Wie oft iſt es mir paſſirt, daß ich über einer Arbeit zwei, drei Tage in größtem Eifer ſaß. Da kommt ein Freund daher. Was machſt Du? Das und Das. Biſt Du nicht klug geworden? für wen und wann ſchreibſt Du? Da wird Dir die Polizei ſchön auf den Hals kommen. Es iſt unglaublich, wie ſo etwas, mehrmals wiederholt, entmuthigt, und in der That iſt es mir ein paar Mal geſchehen, daß die Polizei wie bei einem Taſchendieb in meiner Wohnung Unterſuchung hielt."

„Unmöglich!" rief ich, „und das geſchah unter der Regierung des Mannes, der da ſelbſtbewußt von ſich ſagte: „Regieren, das kan i", und deſſen Sohn ſich noch Ihnen gegenüber rühmte, dieſe Kunſt von ſeinem Vater erlernt zu haben — da muß man doch lernen, jeder Regung des Selbſtvertrauens mißtrauen."

— „Wenn man ihr überhaupt mißtraut, kann man ihr ſchon vertrauen. Uebrigens hat der Kaiſer Ferdinand jene Aeußerung nicht gegen mich, ſondern gegen den Baron Zedlitz, einen damals ſehr beliebten Dichter und ehemaligen Officier, gethan. Dieſer war durch die Vermittelung der Herzogin von Acerenza in die Staatskanzlei gekommen, wo er als literariſch journaliſtiſcher Zeitungskämpe — er hat auch damals die vielen be-

kannten Artikel in die „Allgemeine Zeitung“ geschrieben — seine Stelle finden sollte. Die Leute die nach Oesterreich kommen, katholisch werden, in die Staatskanzlei eintreten oder sonst wie ihr Glück bei uns suchen, das ist, nebenbei gesagt, gerade dieselbe Gattung Menschen, die von uns aus nach der Türkei gehen, ihren Glauben abschwören, Paschas werden oder Geschäfte machen, die den Juden dort zu schlecht sind, eine Rolle im Staat, oder wenn sie zu Reichthümern kommen, in Pera oder Smyrna spielen.“

Ich trat hier Grillparzer entgegen, indem ich bemerkte, daß es auch solche gebe, die für eine religiöse oder politische Idee einträten und der Staatskanzlei ihre Dienste widmeten, wie ich selbst unbeugsame Ehrenmänner dieser Art kennte, und er gab dies vollständig zu, nur Zedlitz, den „gefräßigen Lebemann“, wollte er ihnen nicht beigezählt wissen.

— „Als Letzterer sich dem Kaiser Ferdinand vorstellte, mochte dieser wol von dem Hange des edlen Freiherrn, so wenig als möglich zu thun, gehört haben und er ermahnte ihn daher dringend, fleißig zu sein und etwas zu lernen. „Schauens nur, das 's was lernen“, sagte der gutmüthige Kaiser, „denn sehn's, i dank's mein' Vater noch im Grab, daß er mi's Regieren hat lernen lassen.“

„Aber unter diesem Schüler seines Vaters ist Ihnen Aehnliches nicht mehr widerfahren?“ frug ich.

— „Nein, diese Vorgänge in früheren Jahren erklären jedoch vieles und Sedlnitzkys Censur wirkte fort. Freilich hätte man denken sollen, daß die

Dinge für eine spätere Zeit aufbewahrt werden könnten, aber dies Schreiben für die Zukunft, ins Ungewisse, das Bewußtsein, kein lebendes Echo zu finden — denn am Ende, wer sagt Einem die Wahrheit und an wen soll man sich, um dieselbe zu erfahren, wenden als an das Publicum — das hat mich immer entmuthigt, mir alle Lust geraubt."

Die letzteren Worte, deren tiefwiegende Bedeutung für Grillparzer ich später kennen zu lernen Gelegenheit hatte, haben mir im weitern Verkehr gezeigt, daß er wirklich in der Stimme des Publicums die Stimme der Götter anerkannte. Sein unerschütterliches Festhalten an diesem Gottesurtheil, das ihn bewog, niemals wieder mit etwas Neuem vor das Publicum zu treten, als er einmal dessen Beifall nicht errungen hatte, war nicht beleidigter Stolz — wenigstens nicht dieser allein — sondern die Ueberzeugung, daß es ihm nicht mehr gegeben sei, das Richtige zu treffen. Denn er hielt gerade das Stück, mit welchem er keinen Erfolg gehabt*), für eines der besten und so lange sein Urtheil sich darin nicht ohne sein Zuthun ändere, so lange er bei Durchlesung des mißliebigen Stückes nicht dahin komme, die Richtigkeit jener öffentlichen Urtheile einzusehen, so lange könne er nicht hoffen etwas zu schaffen, das einer ihm unverständlich gebliebenen Kritik entspräche.

Obschon Grillparzer über diese scheinbare Empfindlichkeit oft und herbe getadelt worden ist, so haben doch die in seinem Nachlasse vorgefundenen Stücke ungeachtet

*) „Weh' dem, der lügt."

mancher poetischen Schönheit bewiesen, daß er vollkommen recht hatte in dem Mißtrauen gegen sich selbst den Forderungen des Publicums gegenüber, und daß ihm in der That jene Uebereinstimmung mit dem Geschmack der Zeit abhanden gekommen war, welche er als ein nothwendiges Attribut jedes für die Gegenwart schaffenden Dichters betrachtete.

Die Erwähnung jenes mißliebig aufgenommenen Stückes blieb auch für mich immer ein schwieriger Gegenstand, da ich gleichfalls zu der Schaar Derer gehörte, denen es an Verständniß für dasselbe fehlte. Ich mußte daher im Gegensatze zu meiner sonstigen Freimüthigkeit ihm gegenüber vorsichtig sein und so suchte ich denn auch dieses Mal das Gespräch auf andere Wege zu bringen, indem ich Derjenigen gedachte, welche, unabhängig vom Erfolg, ihre schöpferische Thätigkeit bewährten und namentlich österreichischer Künstler und Dichter dieser Art erwähnte.

— „Sehen Sie", sagte Grillparzer, „Bauernfeld ist da gerade das Gegentheil von mir. Ein Stück von ihm mißfällt oder es hat nicht den erwünschten Erfolg — und darin ist er mir wieder gleich, daß er nicht Zukunftsdichter, Zukunftsmusiker sein will — was thut er? Er giebt nicht wie ich gleich Glauben und Hoffnung auf, es künftig besser zu treffen. Nein! Er schreibt nicht nur auf der Stelle ein Stück, das dem ihm bekannt gewordenen Geschmack des Publicums mehr entspricht, sondern nach einiger Zeit geht er auch noch auf das Abgelehnte zurück, formt es um nach den Bedürfnissen der Zuschauer und erkennt durch sein bis ins

Greiſenalter rührig fortgeſetztes Schaffen das Urtheil dieſes Publicums ebenſo als Richterſtuhl an wie ich. Nur mit dem Unterſchiede, daß ich durchaus nicht die Fähigkeit habe, in eine durch die Kritik vorgeſchriebene Form etwas hinein zu zwängen, weil ich nur ſagen kann: da iſt es — nur ſo wie es iſt, konnte ich es ſchaffen Habe ich Fehler begangen, habe ich Unbrauchbares producirt, ſo kann ich es ſo wenig ändern wie mich ſelbſt, meine Denkweiſe, oder, wie der Baum ſeine Frucht, — zum Oculiren bin ich mit einem Wort nicht geeignet."

Herbſt 1865.

Beethoven. Schumann. Muſik.

Wir waren in Teplitz an einander vorübergefahren, Grillparzer hatte im Herrenhauſe gewohnt und am Morgen nach unſerer Ankunft ſeine Zelte abgebrochen. Nach Wien zurückgekehrt, fand er ſeinen Zuſtand nicht gebeſſert und klagte, daß ſein Arzt, Herr Medicinalrath Dr. Preyß, der vieljährige und getreue Hausarzt und Freund, ihm immer Hoffnung auf Wiederherſtellung ſeines Gehörs gebe, während ſeine Hausfräulein ihn verſicherten, es ſtände gar nicht ſo übel damit. „Alles Das aber", ſagte er mit trübem Lächeln, „iſt illuſoriſch, da nur ich allein weiß, wie ſchlimm es ſteht, welche Anſtrengung es mich koſtet, einzelne Worte aufzufangen und daraus den Inhalt des zu führenden Geſprächs zu conſtruiren. Dafür kenne ich aber auch das Opfer, das man mir bringt, indem man mich beſucht, denn ich erinnere mich noch obendrein von Beethoven her, wie peinigend und anſtrengend das iſt und wie ich ſpäter ſelbſt nicht mehr zu ihm gehen mochte; nicht nur, weil er gar nicht mehr hörte, ſondern weil er auch wild und

wüthend darüber wurde — was hoffentlich bei mir nicht der Fall sein wird — aber wer weiß es."

Ich versetzte, daß man das wohl wisse, denn es herrsche doch ein großer Unterschied zwischen des Dichters billig humanem und jenes Tondichters bekannten cholerisch hartnäckigem Charakter.

— „O", erwiederte Grillparzer, „Beethoven war der gutmüthigste und beste Mensch — wenn auch heftig und aufbrausend, doch seiner Natur nach heiter und wolwollend. Die Taubheit brachte ihn zur Verzweiflung, ja zuweilen bis zur Tobsucht, und ich begreife diese nach meinem eigenen Zustand. Und doch war Musik für mich nie Lebensberuf, nie Thätigkeit jedes Augenblicks, sondern nur Erheiterung, Studium und Freude meiner freien Stunden. Wie mußte ihm, der in Tönen dachte, zu Muthe sein, welche Qual mußte er empfinden wenn ihm, wie dies bei mir jetzt der Fall ist, die Musik als ein widriges Geräusch erschien — so widrig, daß ich aufgeben muß mich damit zu beschäftigen."

„Und macht es Ihnen keine Freude Notenpartituren zu lesen?" frug ich.

— „Noten lesen, ohne das Gelesene zugleich für mich zu reproduciren, ist mir auf die Dauer kein Vergnügen Es ist mit der Musik die man kennt wie mit einem Gedicht, das man auswendig weiß und das man gern wieder für sich hersagen, aber nicht lesen mag. Aber ich habe schon daran gedacht, mir eine Tastatur, ein stummes Clavier, anzuschaffen, auf welchem ich, indem ich meine Finger in gewohnter Weise hingleiten ließe, meiner Phantasie die Illusion der Aufführung des Mu-

stückes geben könnte. Das kommt Ihnen gewiß recht närrisch vor und Sie können sich das nicht vorstellen, aber ich denke immer, das wäre etwas, so ein Surrogat für die Wirklichkeit, wie man im Alter häufig damit vorlieb zu nehmen gezwungen ist. Immer bliebe es besser, als das widrige Geräusch, das mir Musik verursacht, und, wie gesagt, ich denke da immer an Beethoven und entschuldige das tobende Wesen in das sich seine sonst so gutmüthig heitere Natur umgewandelt hatte."

Ich bemerkte, daß mich diese Aeußerung Wunder nähme, da sich darin gerade das Gegentheil der mißtrauisch trübsinnigen und menschenfeindlichen Gemüthsart, die Beethoven beigelegt werde, ausspräche.

— „Weil die Leute, die über ihn schrieben und noch schreiben, ihn nur vom Hörensagen und aus seiner letzten Zeit kannten, da er in sich verschlossen und durch seine Taubheit von der übrigen Welt getrennt wurde. Er war ein guter, zum Scherz geneigter, darin, ich möchte fast sagen, tactloser, kindischer Mensch und ich erinnere mich da an eine Begegnung, die zwischen mir und ihm stattfand*). Ich besuchte ihn einstmals im Sommer, als er in Hetzendorf im Baron Pronay'schen Hause wohnte. Es gab damals noch keine Gesellschaftswagen und so mußte ich einen Fiaker nehmen und ihn am Thore warten lassen. Beethoven freute sich, wie

*) Die seither allgemein bekannt gewordene Anecdote wird hier wiederholt, weil sich in der gesprächsweisen Erzählung Aeußerungen des Dichters eingeflochten haben, welche für diesen bezeichnend sind.

es schien, über meinen Besuch, bat mich denselben gewiß zu wiederholen, und ließ es sich, nachdem ich ein paar Stunden bei ihm verweilt und gespeist hatte, nicht nehmen mit mir in den offenen Wagen zu steigen, um, wie er sagte, noch länger mit mir zu sein. Ungeachtet meines Protestirens fuhr er immer weiter und weiter mit mir. Da ich wußte, daß er den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen mußte, wurde mir die Sache schon sehr peinlich, als er plötzlich einige Minuten vor dem jetzigen Burgthor, das damals gerade gebaut werden sollte, ausſprang und mit lautem Gelächter fortlief. Erstaunt über dies sonderbare Betragen, sah ich um mich und bemerkte an der Stelle, wo er gesessen, ein zusammengelegtes, weißes Papier, das er verloren haben mußte. Ich ließ halten, rief und winkte, allein er lief immer mehr lachend und mit der Hand abwehrend so schnell er konnte, seines Weges. Ich öffnete das Papier und fand darin einen Anticipationsschein von fünf Gulden, „ein Füuferl", wie man es damals nannte. Als der Kutscher mein Befremden merkte, sagte er, seine Hand nach dem Gelde ausstreckend: „Geben's nur her, dös ghört für mi. Der Herr hat mi, derweil ich g'wart hab', g'fragt, was i für a Fuhrlohn z'kriegen hab', da hat er's Ihna halt hing'legt und dessentwegen hat er so glacht."

— „Ich war sehr unangenehm berührt, denn eigentlich wäre dieses Vorgehen als eine Beleidigung anzusehen gewesen. Ich war Beethoven gegenüber nicht ein so armer Teufel, daß ich den Wagen nicht bezahlen konnte, und wenn ich's gewesen wäre, hätte er um so weniger

so verfahren dürfen, schon gar vor dem Kutscher. Ich überlegte jedoch, daß ja nur die reinste Herzensgüte und der Gedanke, ich würde, da mich der Wagen nichts gekostet, recht bald wiederkommen, ihn zu diesem Vorgehen bestimmte, das er, wie sein Lachen bewies, für außerordentlich witzig und fein hielt. Auch erwog ich, daß eine Auseinandersetzung seiner Tactlosigkeit — wenn er dieselbe überhaupt begriffen hätte — für ihn beleidigender war, als die stillschweigende Annahme dieses „Fünferls" für mich; ich würde ihn nimmermehr zur Einsicht seines Fehlers gebracht, sondern nur seinen Zorn über die bodenlose Verkehrtheit der Menschen erregt haben. Vielleicht wäre es gar zu einem jener wilden Ausbrüche gekommen, die ihn vor den Leuten, die in sein kindliches Wesen einzugehen und ihn zu verstehen nicht vermochten, in den Ruf der Verrücktheit brachten. Denn er war ein altes Kind und man durfte in allen dem practischen Leben angehörenden Dingen nicht auf practisches Verständniß bei ihm rechnen. Wo die gesunde Vernunft nicht genügte, wo Rücksicht und Klugheit erforderlich waren, da blieb er fremd sein Lebelang und bis an sein Ende ein Wildfang."

Ich freute mich dieser feinen und eingehenden Charakteristik des großen Tondichters und erzählte, daß ich soeben eine Novelle von Müller von Königswinter gelesen, welcher Alles, was sich von traditionellen Nachrichten über Beethoven's Jugend in Bonn noch habe auftreiben lassen, zu einer Erzählung unter dem Titel „Furioso" — das war der Name, den ihm die Collegen in seiner Vaterstadt beigelegt — zusammengefaßt

habe, und frug, ob ich dieselbe als Lectüre anbieten dürfe.

— „Ich lese im allgemeinen nicht gern Dichtungen, die sich auf Personen der Gegenwart beziehen, schon gar nicht wenn ich diese Personen selbst kannte. Ich möchte, und Jeder wird das wollen, daß die Menschen so dargestellt würden wie sie waren, oder besser, wie sie mir erschienen, und das Verziehen und Verzerren der Individualitäten um sie unterhaltend für einen romanbegierigen Leserkreis zu machen, ist mir widrig. Das verleidet mir auch die Zeitungen, ja, ich könnte beinahe sagen, die Geschichte der Neuzeit. Wenn man, wie ich, sich noch an so viele Dinge erinnert und weiß wie sie wirklich ausgesehen haben, und wie wenig wahr ist von Dem was erzählt und geschrieben wird, bekommt man fast einen Abscheu vor solchen Büchern. Insbesondere wir Oesterreicher, die wir alles was Geschichte heißt, aus dem Ausland beziehen, werden mit einer Unwahrheit behandelt die beinahe Widerwillen erregt. Da finden Verwechselungen von Namen, Darstellungen gleichzeitiger Ereignisse als wären sie auf einander gefolgt oder wol gar aus einander hervorgegangen, statt, die mich wirklich ungeduldig machen."

„Das ist aber doch großentheils unsere eigene Schuld", erlaubte ich mir einzuwenden, „machen wir doch Archivgeheimnisse aus allen Dingen. Warum hat man den schönen Briefwechsel Maria Theresien's mit Marie Antoinette, der, nebenbei gesagt, nicht ein Wort enthält, das nicht vor fünfzig Jahren schon gedruckt werden konnte, erst jetzt veröffentlicht, da durch Schwin-

delei und Lüge ſchon verfälſchtes Zeug aus Frankreich in's Publicum gelangte und uns nicht einmal die Ehre blieb, die wirklichen Originale zu rechter Zeit und ohne Anſtoß von außen der Oeffentlichkeit übergeben zu haben. Ja, wir danken wol auch jetzt die Veröffentlichung dieſer intereſſanten Briefe nur dem perſönlichen Antrieb Alfred's von Arneth."

— „Man hatte bei uns vor der Oeffentlichkeit eine ſolche Angſt, daß man auch mit Dingen die uns zur Ehre hätten gereichen können, zurückhielt. Da nun aber alle anderen das Gegentheil thaten, kamen wir natürlich in den Schatten und ſchließlich traute man uns nicht allein nichts zu, ſondern wir verloren ſelbſt das Vertrauen in unſere Sache — ja, wir haben es ſchon ſo gründlich verloren, daß wir ſelbſt belachen was wir an unſeren Zuſtänden nicht billigen können, um uns vor dem ſpöttiſchen Urtheil der Ausländer zu ſchützen, die dann wieder nicht wiſſen, was ſie aus uns machen ſollen, und uns entweder blinder Parteilichkeit für nicht zu rechtfertigende Vorgänge, oder andernfalls des Mangels an Vaterlandsliebe und Selbſtgefühl beſchuldigen. Wie wir denn in der That trotz unſerm viel zu weit gehenden Kosmopolitismus und nachdem wir die Niederlande, die Vorlande, Schleſien, die Lombardei verloren haben und Venedig noch auf dem Sprunge ſteht, wenig angethan ſind, uns mit den uns verbleibenden Landsleuten, den Magyaren, Kroaten, Tſchechen, Ruthenen und Anderen identiſch zu fühlen oder wol gar patriotiſch mit ihnen zu ſchwärmen."

Nach allerlei Wendungen, die das Geſpräch nahm

über die Regungen berechtigten Selbstgefühls der Oesterreicher, kam es auf die großen Musiker Mozart, Haydn, Gluck und wieder zurück auf Beethoven, welche Alle, wie Grillparzer meinte, in Oesterreich nicht nach Gebühr geehrt wurden und zu deren Erinnerung, wenn sie geborene Preußen, in ihrem Vaterland gewiß schon alle möglichen Institute und Monumente veranstaltet worden wären, während man deren Werke bei uns oft jahrelang nicht zu hören bekommen habe. Schließlich ersuchte er mich doch noch um Zusendung der Müller-Königswinter'schen Novelle. Ich schickte dieselbe zugleich mit einigen Bänden der „österreichischen Revue", welche unter dem Titel: „Die dramatischen Dichter Oesterreichs" Aufsätze von Robert Zimmermann enthielten, die, wie ich glaubte, Grillparzer interessiren mußten, und bekam dieselben nach einiger Zeit in Begleitung des beifolgenden Briefes zurück.

30. Jänner 1866.

Verehrte gnädige Frau!

Ich sende hierbei die mir gütigst geliehenen Bücher zurück. Der Aufsatz des Professors Zimmermann hat mich sehr befriedigt. Einmal, weil ich beinahe in Allem seiner Meinung bin, dann hat er mich auch gelobt und das ist von gescheidten Leuten immer angenehm.

Eben so erfreut hat mich die Novelle „Furioso". Ich liebe zwar im Allgemeinen die Novellen mit wahrem Hintergrund nicht, weil, wo Einem vor Allem das Wahre an der Sache interessirt, man immer fürchtet, daß durch die ästhetische Behandlung etwas

von jenem beeinträchtigt worden sei. Hier aber citirt er immer seine Gewährsmänner und so fällt diese Furcht weg.

Daß Sie mir mit dieser geistigen Nahrung auch leibliche, vortreffliches Obst, geschickt haben, sollte ich fast übel nehmen.

In früherer Zeit würde ich mit einem Gedicht geantwortet haben. Aber mit den Versen steht es gegenwärtig schlecht bei mir.

Mich tröstet nur, daß man die Kranken mit Recht als Kinder behandelt, denen man vor Allem durch den Gaumen ein Vergnügen zu machen sucht.

Mit lebhaftem Antheil an Ihnen und den Ihrigen

ergebenst

Grillparzer.

Mit dem Obst, dessen Sendung der alte Herr fast übel nehmen wollte, hatte es die Bewandtniß, daß ich ihm zu seinem Geburtstag einen Korb mit Früchten, zum Berge gehäuft, geschickt, in dessen Mitte ich eine Hiazynthe als Baum gesetzt hatte. Einige scherzhafte Zeilen sagten, daß dem genäschigen Adam die Sache erleichtert und ihm gestattet sei, von allen Früchten mit Ausnahme derer des mittlern Baumes zu genießen. Als ich dann später kam, scherzte Grillparzer, dankte und sagte, ich hätte es mit dem Geburtstagsgeschenk ganz getroffen, da der Arzt ihm gerade empfohlen, täglich etwas Obst zu essen. Ich sandte demgemäß am folgenden Sonntag wieder ein Körbchen Obst, erschrak nun nicht wenig, als er es übel nehmen zu wollen schien und bat schriftlich, er möge mir diese einzige Aehnlich-

keit, die ich mit dem großen Beethoven hätte — meine Sache ein bischen ungeschickt anzufangen — nachsehen, mich für eben so unverbesserlich halten, wie Jenen, und mich mit gleicher Nachsicht behandeln. Ich würde mir das Vorrecht der Frauen, dem Dichter Blumen und Blüthen zu spenden, nicht nehmen lassen, und wenn diese Blüthen eben etwas verjährt und Früchte daraus geworden seien, so müsse das als eine Zufälligkeit angesehen werden.

Als ich das nächste Mal kam, hob Grillparzer nach den ersten Begrüßungen drohend den Finger.

— „Ihr Brief! Ihr Brief!“ sagte er. „Ich habe ihn zwei Mal lesen müssen, um die Hinterlist und Bosheit zu verstehen, die ja aus jedem Wort wie Pfeile auf mich gerichtet waren.“

„Ja“, versetzte ich, „aber wie Pfeile, die statt der Spitze Tyroler Aepfel auf Sie zückten.“

— „Gott beschütze mich alten, hinfälligen Mann vor einem solchen Bombardement!“ rief er lachend, die eine Hand abwehrend vor den Kopf haltend und mit der andern die meine schüttelnd.

Im Laufe des Gesprächs kam die Rede auf die Biographie von Anschütz, welche ich zur Lectüre anbieten wollte. Grillparzer entschuldigte sich beinah, daß er sie schon habe, was gewiß nicht der Fall wäre, wenn die Familie des Künstlers ihm das Buch nicht verehrt hätte; was wiederum nicht geschehen wäre, wenn man nicht bei ihm gewesen und die Erlaubniß zum Wiederabdruck seiner an Beethoven's Grab von Anschütz gesprochenen Rede erbeten hätte. Weil er dadurch ge-

wissermaßen als ein Mitarbeiter oder doch wenigstens als ein Beitrag Liefernder angesehen wurde, habe man ihm das Buch, da es erschien, verehrt.

— „Obschon ich übrigens sagen muß", fuhr er fort, „daß diese Rede nichts weniger als ganz nach meinem Geschmack ist, wollte ich doch keine Einwendung gegen deren erneute Drucklegung erheben. Es ist mir bei deren Abfassung eigen ergangen. Schindler kam mich zu benachrichtigen, daß Beethoven gefährlich erkrankt sei und ich sollte Etwas aufsetzen, um im Falle seines Ablebens einige feierliche Worte bereit zu haben. Ich setzte mich sogleich hin und schrieb in der Erregung Etwas auf, das ganz gut war. Als aber schon am nächsten Tage die Nachricht seines Todes mich traf, war ich so ergriffen, daß mir kein Gedanke mehr zu Gebot stand, und das Ende fiel deshalb schlecht genug aus. Doch ich dachte: sei's — ich konnte nicht weiter. Und so ist diese Rede an seinem Grabe von Anschütz gesprochen worden, hat sich bis heute erhalten und mag meinethalben von Anderen gelesen werden und Interesse haben, um Dessentwillen, dessen Andenken sie geweiht ist."

Das Gespräch kam hierauf auf Musik und Grillparzer bedauerte, daß gerade, an Beethoven's letzte Compositionen, die schon ihm (Grillparzer) und vielen Anderen gleich bei ihrem Erscheinen unverständlich gewesen und geblieben seien, sich die Nachtreter gehalten und die Zukunftsmusik daran ihren Ausgangspunkt genommen habe. Er wisse nicht, wie ich darüber dächte; er sei ja schon seit Jahren ein geschlagener Mann, der

gar nichts höre, allein er habe sich in jene neue Musik nicht hineinfinden können.

Ich sagte, daß das Auftreten der neuen Richtung mir nicht so überraschend erschienen wäre; daß in Meyerbeer's letztem Werke schon mehr das Rhapsodische, Abgerissene und Zerrissene sich geltend gemacht, mehr die beabsichtigte Wirkung des Rhythmischen und der Effekte als der unwillkürliche Eindruck des Harmonischen und der Melodie hervorgetreten sei, und daß unter diesen Nachfolgern doch Leute wären, die Großes und Eigenes geleistet, wie Schumann und Andere.

— „Ich höre oder vielmehr: ich höre nicht, aber die Leute sagen mir, daß Schumann's Musik wirklich Musik sei und es ist mir angenehm es zu glauben — nur war ich gerade immer ungläubig gegen ihn. Mein Gott! es sei fern von mir, einem Unglücklichen sein Unglück als Tadel beizumessen — aber Schumann ist wahnsinnig geworden und ich meine immer, ein Künstler, der wahnsinnig wird, sei im Kampfe gegen seine Natur gelegen und das Resultat eines solchen Zwiespaltes zeige sich eben in dieser Zerrüttung."

„Ich dachte", erwiederte ich, „Sie würden sagen, ein Künstler, der wahnsinnig geworden, habe solchen Keim längst in sich getragen und Das, was er hervorgebracht, müsse dessen Spuren an sich tragen."

— „Auch das, auch das! Ich sagte ihm einmal, da ich zu ihm kam, um seiner Frau, die mich aufgesucht hatte und die eine große Künstlerin und eine edle vortreffliche Frau ist, für ihren Besuch zu danken — Sie wissen

vielleicht, daß sie als Mädchen schon mich interessirte und daß ich auch ein Gedicht an sie gerichtet habe, das sogar irgendwo abgedruckt worden ist — also ich sagte ihm einmal manches über das wiener Publicum und daß ich glaubte, es habe einen sehr guten musikalischen Geschmack. Er widersprach nicht, allein er meinte, es sei doch gar zu sehr gegen alles Neue eingenommen und erkläre sich dagegen so lange als möglich."

„Das ist aber wahr", fiel ich ein, „denn was habe ich in meiner Jugend alles gegen Mendelssohn vorbringen hören, und wie lange wurde er in Wien abgelehnt, nachdem er überall schon Anerkennung gefunden hatte."

— „Schumann gedachte offenbar des für ihn nicht sehr erfreulichen Umstandes, daß seine Musik hier nicht Anklang fand. Wenn er lebte, würde es ihn jetzt doppelt freuen, denn seine Musik ist ja hier zur Geltung gekommen und das richtige Urtheil hat sich also ihm gegenüber eben so bewährt wie er sich als Meister vor diesem Richterstuhle."

„Und wenn Sie Gelegenheit hätten, diesen Aufführungen beizuwohnen, würden Sie dem Geschmack Ihrer Landsleute auch jetzt beistimmen?" sagte ich dazwischen.

— „Nein, das doch nicht", versetzte Grillparzer lebhaft, „das doch nicht — denn jene Musik der älteren Zeit, das ist für mich nicht Musik — nein, in ihr liegt mein Leben, es rauscht darin meine Jugend! Alles, was ich gedacht und empfunden in meinen besten Jahren! Ich gehöre jedoch keineswegs zu denen, die da meinen, man könne mit Tönen Ideen darstellen oder Thatsachen schildern, wie es jetzt Musiker giebt, die derartiges versuchen."

„Wie z. B. Berlioz, welcher Scenen aus dem Leben eines Künstlers in einer Symphonie auszudrücken sucht", fiel ich ein.

— „Was geradezu ein Unsinn ist. Ich meine mit dem, was ich hier erwähne, nur daß gewisse Gedanken und Empfindungen, welche gleichzeitig mit einem gewissen Tonstück uns beschäftigt haben, sich mit diesem so verbinden und von diesem so umhüllt werden können, daß sie, lange vergessen, bei Reproduction dieses Stückes in das sie sich gleichsam eingerollt haben, unvermuthet wieder hervortreten. In die Musik jener Zeit aber ist meine ganze Jugend mit all ihren Träumen und Illusionen verwebt und schon deshalb könnte keine spätere ihr für mich gleichkommen. Wie sehr sie in diesem Sinne zu reproduciren vermag und wie in ihrem Hauch die vergangenen Dinge zur Auferstehung bereit enthalten sind — das ist vielleicht nicht Jedem so klar geworden wie mir, der — aber ich komme in's Schwätzen!"

„Denken Sie doch nur", bat ich, „wie viele mich darum beneiden würden, Ihnen zuhören zu dürfen! Wie ist Ihnen das so absonderlich klar geworden?"

— „Ich schrieb gerade an dem „Goldenen Vließ", da starb plötzlich meine Mutter auf eine schreckliche Art — schrecklich durch die Erscheinungen, die sich in den letzten Zeiten ihres Lebens zeigten. Meine Mutter war sehr musikalisch, bis zu ihren letzten Tagen wenigstens eine große Musikfreundin, und wenn ich schrieb und dichtete hatte ich immer wie eine große Musik in mir."

„Schiller erzählt genau dasselbe von sich in seinen Briefen an Körner", schaltete ich ein. „Der lyrische

Inhalt eines Gedichtes schwebte ihm immer gestaltlos melodienartig vor."

— „Ich erinnere mich dieses Ausspruches von Schiller nicht, allein in einer andern Form habe ich oft Gleiches empfunden. Der Tod meiner Mutter machte einen gewaltigen Riß in mein Leben und Denken. Ich ging nach Italien und die dortigen Eindrücke, das veränderte Leben ohne meine Mutter hatten mich der begonnenen Arbeit so entfremdet, daß ich, als ich heim- und zu derselben zurückkehrte, den Faden nicht mehr fand. Ich war noch zur Zeit da die Mutter lebte, zu Caroline Pichler gekommen und hatte besonders oft mit ihrer Tochter vierhändig gespielt. Als ich sie nach langer Unterbrechung wieder sah und sie mich aufforderte mich wieder einmal an das Clavier zu setzen, die zuletzt gespielten Stücke, namentlich Mozart's vierhändig eingerichtete G-moll-Symphonie unter unseren Händen ertönte — da kamen mir plötzlich die vergangenen Zeiten mit all ihren Ideen und Empfindungen zurück und die Gedanken zur Medea entrollten sich vor mir in vollster Klarheit. Alles, wie ich es mir damals vor dem Tode der Mutter gedacht, stand wieder vor mir, und als ich nach Hause kam, setzte ich mich an die Arbeit und war im Stande sie zu vollenden."

Welche Qual, welche Entbehrung für den musikkundigen Mann in seiner Schwerhörigkeit lag, lernte ich erst später einsehen, da ich der für mich ganz unübersehbaren Kenntnisse des vielseitigen Greises auch auf diesen Gebieten gewahr wurde. Er hatte nicht nur durch die gründlichsten Studien des Contrapunktes bei

dem gründlichsten Mann dieses Faches, bei Simon Sechter, sich die Grammatik der Tonkunst ganz eigen gemacht, sondern seine bis in die älteste Musik hinanreichende Kenntniß aller Compositionen und ein ungeheures Gedächtniß, das dieselben ihm immer nahe hielt, waren Ursache, daß er wenig moderne Tondichtungen als neu und original gelten ließ. Ja man mußte sich eingehender in diese Dinge vertiefen, um sich zu überzeugen, daß solche Aeußerungen mit keiner Mißlaunigkeit zusammen hingen, daß vielmehr die Kenntniß jeder Passage, jedes ungewöhnlichen Ueberganges, die genauesten Daten wo und bei welcher Gelegenheit diese schon in Anwendung gekommen seien, solch strengen Urtheilen über moderne Musik zu Grunde lagen. Ganze Stöße seiner fleißigen Ausarbeitungen und theilweise wol auch eigener Compositionen hatten sich angehäuft, welche, wie Grillparzer scherzhaft sagte, Dank der Sorgfalt der Fräulein Fröhlich dem jüngsten Tage entgegen zu sehen bestimmt schienen.

Februar 1866.

„Ein treuer Diener.“ Burgtheater. Schauſpieler. Laube.

Wir hatten durch des Hofſchauſpielers J. Lewinsky gütige Vermittlung der Probe von „Ein treuer Diener ſeines Herrn“ kurz vor der erneuten Aufführung dieſes eigenthümlichen Stückes beigewohnt, das die Treue des Dieners, des Vaſallen als eine abſtracte Tugend wie die des Weibes darſtellt, welche von dem Gegenſtande, dem ſie ſich widmet, nicht bedingt wird, die ſchön iſt an ſich durch ihre Unwandelbarkeit und ohne Rückſicht und Kritik des Gegenſtandes, dem ſie ſich weiht. Ich ſagte das Grillparzer, der mir erwiederte, daß es ihn freue, ſo verſtanden zu werden, und wie er bedaure, daß den Kritikern und Recenſenten immer nur das dienſtliche Verhältniß vorſchwebe, während die Treue an ſich als eine heilige Tugend unter den Menſchen angeſehen werde, der Pflicht, dem Schwur gegenüber eine ethiſche Geltung haben und behalten müſſe, ſo lange überhaupt das gegebene Wort als bindend erſcheine. Die Anfechtungen, welche eine ſolche Treue erfähre, ſeien in ihrer Art eben ſo des Intereſſes würdig als die Gefahren, welche die Liebe zu beſtehen hat.

— „Eine Treue zu bewähren, die nicht angefochten

wird, das iſt kein Verdienſt", fuhr Grillparzer fort; „aber daran feſthalten wie der Banchan trotz Allem und Allem, nachdem ſein Innerſtes getroffen, ſein Weib getödtet, dieſelbe Treue zu halten, die ſie ihm hielt, und die eigene Rache für den Schimpf nicht zu vermengen mit der Treue, die er dem Manne gelobt, der Krone, Reich, Weib, Sohn ihm anvertraut — das iſt eine hohe, wie mich dünkt, eine erhabene Tugend — während die Recenſenten ſie eine hündiſche nennen. — Sei's."

Ich bemerkte hierbei, daß nicht nur im Leben der Banchane und Könige ſolche Conflicte vorkämen, ſondern daß wol jeder einmal ſich genöthigt geſehen, übermäßige Großmuth zu üben, weil ihm zwiſchen dieſer und niedriger Gemeinheit kein Mittelweg geblieben, wie's auch beim Banchan der Fall ſei. Wenn er ſich nicht treu beweiſe bis auf das Alleräußerſte, ſei er ein gemeiner, unritterlicher Rebell, der ſeines Herrn Vertrauen täuſchte, wie berechtigt auch ſeine Rache ſein mochte.

— „Darüber iſt nicht zu ſtreiten; zu ſtreiten wäre wol darüber, ob der Tod der Königin in dieſer Weiſe gerechtfertigt iſt, allein dieſer ganze Stoff iſt mir jetzt recht eigentlich zuwider und es iſt ſchrecklich für mich, daß man dies Stück von mir — der ich die Ungarn nicht leiden mag, insbeſondere ſeit ſie den Nationalitätenſchwindel in Oeſterreich herauf beſchworen — nun wieder aufführt, ohne mich zu fragen. Freilich man fragt nicht, da hätte man viel zu thun und Laube weiß, daß ich immer Nein ſage."

„Da hat er allerdings recht, nicht erſt zu fragen", meinte ich.

— „Aber es iſt ein Verhängniß, daß dies Stück, das ich auf beſondere Veranlaſſung ſchrieb, ohne mich jemals für dieſe Leute zu intereſſiren, mir jetzt eine politiſche magyarenfreundliche Färbung giebt. Es wäre mir niemals eingefallen, einen Vorwurf aus der ungariſchen Geſchichte zu wählen, wenn die gute, liebe und geſcheite Frau, die Kaiſerin Karolina Auguſta, Kaiſer Franzen's letzte Gemalin, die ja noch lebt, mich nicht, da ſie zur Königin von Ungarn gekrönt wurde, hätte auffordern und fragen laſſen, ob ich zu dieſer Feſtlichkeit nicht ein Stück ſchreiben wollte. Ich durchlas die ungariſchen Geſchichtsbücher, deren es damals noch nicht eine ſolche Menge gab wie jetzt, fand aber außer dieſem wenig, was mir zu dramatiſcher Bearbeitung geeignet ſchien. Ich brauche wol auch nicht zu ſagen, daß mir das Ungehörige dieſes Gegenſtandes zu dem beabſichtigten Gelegenheitsſtücke ſogleich in's Auge fiel, weil man nicht bei der Krönungsfeier einer Königin Aufruhr und den Mord einer Königin zur Darſtellung bringen kann. Das Gelegenheitsſtück unterblieb. Allein ich hatte den Stoff einmal im Kopfe und arbeitete ihn aus, unbedacht, ob Ungarn oder weiß Gott was für Leute deſſen Träger wären."

„Was das Stück ſo magyarenfreundlich erſcheinen läßt", verſetzte ich, „iſt dieſer wilde Prinz von Meran, welcher als ein Fremder dargeſtellt wird und den Ungarn gegenüber wol als ein deutſcher roher Wüſtling erſcheinen mag."

— „Dieſer Prinz von Meran iſt ein Graf von Meranien, und Meranien war ein Theil von Dalmatien und

Kroatien *). Es taugte mir eben, die Königin und ihren Bruder, dieſe beiden Höherſtehenden, als Fremde zu bezeichnen, gleichviel ob ſie ihre Nationalität oder irgend eine auch vollwichtig verträten, denn ſolche nationale und politiſche Hintergedanken hatten wir — wenigſtens wir Oeſterreicher — damals noch gar nicht. Uebrigens hat das Stück auch ſchon ſeinerzeit beim Publicum kein rechtes Gefallen gefunden. Es wurde bald zurückgelegt aus allerlei Urſachen und es gab damals eine competente und beſtimmte Kritik, welche ſeit dem Jahre 1848 aufgehört hat."

Ich frug, wie dies zuginge.

— „Einzelne, die richtig und unbefangen urtheilen und deren Urtheil in die Allgemeinheit zu bringen berechtigt wäre, hat es immer gegeben", verſetzte Grillparzer, „und ich freue mich oft, freie, treffende und geſunde Urtheile zu hören. Allein ſie verhallen, denn es finden ſich keine Wortführer mehr, als nur die in den Journalen, von denen man weiß, daß ſie parteiiſch ſind. Damals aber war, was man ſich jetzt gar nicht mehr denken kann, den Zeitungen ein mißfälliges Urtheil über die Hoftheater abzugeben unterſagt, und man hielt ſich daher an das, was als traditionelle Kritik umher getragen wurde. Die Logen ſind und waren meiſtentheils und ſchon gar bei den erſten maßgebenden Vorſtellungen von Leuten beſetzt, denen es in der Regel nur um Unterhaltung zu thun iſt, und denen es ganz gleich

*) Aber auch von Tyrol. Grillparzer ſelbſt läßt den Prinzen nach „Deutſchland" zurückkehren.

gilt, auf welche Art dies bewerkstelligt wird, wenn nur der Abend vergeht. Die Sperrsitze sind in geringer Zahl vorhanden und das Publicum derselben steht unter einander in gar keinem Zusammenhange, während im Parterre eine feste Mauer von Officieren gebildet wird, welche die Räume erfüllen, wobei die Majorität der Lieutenants — wenn überhaupt eine Majorität vorhanden ist — den Erfolg eines Stückes entscheidet."

Auf meine Einwendung, daß diese Verhältnisse seit langem und vor 1848 schon so bestanden haben, erwiederte Grillparzer, daß ein gewaltiger Unterschied dadurch stattfinde, daß die Officiere damals nur im Dienste Uniformen trugen und daß sie daher, um des ihnen zugestandenen Vortheils sich zu erfreuen in ihre Vorstädte hinaus laufen und ihre Uniformen anziehen mußten, mit denen sie, wenn's ihnen im Theater nicht gefiel, wiederum nirgends anders erscheinen konnten! Das wäre jedem viel zu umständlich gewesen und darum wäre nur der Wache habende Oberlieutenant oder irgend ein fremder „Grenzer", der gar keine andere Art fand den Abend anzubringen, hier gesehen worden.

— „Im Parterre sammelten sich also die Schriftsteller, die wenigen Dichter, die damals in Wien waren, und die Leute, welche sich für solche Dinge interessirten. Da stand der riesige Schreyvogel — ich sehe ihn noch stehen — der mit einer Stentorstimme seine allezeit vortrefflichen Ansichten auseinander setzte, und in dessen Nähe man zu kommen suchte; da war Bauernfeld, damals ein junger lebhafter Mensch, Deinhardstein, ich

und noch eine kleine Zahl Anderer, die ſich angelegentlich beſprachen, und aus dieſem Kreiſe ging dann die allgemeine Meinung — wenn man das ſo nennen konnte — hervor."

Das Geſpräch kam hierauf auf die willkürlichen Begünſtigungen, die ſich in der heutigen Theaterkritik geltend machten, wie man namentlich Laube für den Verfaſſer oder Veranlaſſer gewiſſer Aufſätze halte, während er mit einer anderen, Sterblichen geradezu unfaßbaren Unumwundenheit ſeine individuellen Anſichten in allen Fällen ausſpreche, aber auch ehrenhaft und redlich dafür einſtehe und anonyme Artikel u. dergl. Dinge niemals von ihm ausgingen.

— „Ich habe das von mehereren Seiten gehört", verſetzte Grillparzer, „und bin von vorn herein ihrer Meinung. Aber ganz abgeſehen von der Art, wie Laube ſich gegen mich benimmt — denn es iſt gar nicht zu ſagen, wie freundſchaftlich, ja mehr als das, und mehr als ich je erwarten konnte, er gegen mich iſt — was Alles für ſeinen Charakter nichts beweiſt, ſondern nur für ſein Wolwollen, oder wenn Sie wollen ſeine Anerkennung für mich — ſpricht etwas bei mir für ihn, d. h. für ſeinen Charakter, und das iſt ſein Verhältniß zu ſeiner Frau, denn gegen die hat noch niemand etwas einzuwenden gehabt, über die hat jeder nur Gutes zu ſagen, und ich denke die Harmonie mit einer ſolchen Frau iſt ein Zeugniß des moraliſchen Werthes für den Mann. Eine ſolche Frau könnte einen intriguanten Mann weder ertragen noch feſſeln."

Wir ergingen uns im Lobe der Frau Iduna — wie Grillparzer ſie nannte der ſie aus früherer Zeit, aber perſönlich doch nur wenig kannte; er frug, ob ihr Urtheil auch bei theatraliſchen Vorgängen ſeine Geltung finde und wie es komme, daß gewiſſe neue Schauſpieler, ſicherlich talentvolle Leute, aber ſchwache Künſtler, die das Publicum nicht tragiſch und nicht komiſch finden könnte, angenommen würden.

Ich ſetzte auseinander, daß Laube allerdings die alten Künſtler zum Schmerz von uns Allen, die den anerkannten Größen anhingen, habe ſeltener ſpielen laſſen als es vielleicht durch ihr Alter bedingt war, daß er jedoch, wenn dieſe fort und fort in Uebung erhalten worden wären, die jüngeren nicht hätte voranſchieben und heranbilden können und daß wir jetzt, da Anſchütz, Lucas, Fichtner, ſo wie die Damen Neumann, Boßler, Rettich u. A. fehlten, noch viel unzufriedener ſein und daſſelbe Schickſal zu beklagen haben würden, welches andere Bühnen traf, die keinen Nachwuchs hatten. Ich erzählte zu größter Erheiterung des alten Herrn wie wir Sonnenthal zuerſt als Gaſt in der Rolle des Mortimer geſehen und wie wir die Hände über Laube gerungen hätten, als wir hörten, dieſer Anfänger werde für die Burg angeworben, und wie wir heute noch viel mehr die Hände ringen würden, wenn Laube damals nicht mehr Einſicht gehabt hätte als wir.

— „Er hatte trotz dem gerechten Tadel, welcher ihn wegen der Zurückſetzung unſerer alten vortrefflichen Künſtler traf, mit dieſem Vorſchieben der Jungen auch

in gewiſſer Beziehung recht", ſagte Grillparzer. „Ich ſelbſt habe zu meiner Zeit ganz tüchtige Schauſpieler, nicht von erſter Größe, aber die unter einer Leitung wie jetzt hätten ganz brauchbare Künſtler werden können, zu Grunde gehen ſehen, blos weil ſie als Anfänger in die Burg kamen und nie zu größeren Rollen als ihre erſten zugelaſſen wurden. Da war Wothe, ein äußerſt talentvoller junger Menſch, der die heiteren Nebenrollen ſehr draſtiſch ſpielte, den man jedoch niemals über dieſe hinaus ließ. Da war Schmidt, ein ganz brauchbares und fähiges Individuum, aber man geſtattete ihm nie über Bedientenrollen aufzuſteigen, und nach dem er Jahre lang nach Beſſerem gerungen, verlor er den Muth und gab ſich ſelber auf. Uebrigens iſt eine Stellung wie die Laube's ſchon deshalb eine ſchwierige und fatale, weil ſie es mit ſich bringt, den Künſtlern das, was ihnen das Empfindlichſte, ihr größtes Malheur iſt, daß ſie altern, recht eindringlich zu machen, indem jüngere Leute, Anfänger, hervorgezogen und an ihre Stellen geſetzt werden müſſen, während ſie dieſelben oft noch behaupten zu können das Bewußtſein haben."

Das Geſpräch wendete ſich hierauf den Künſtlern zu, welche zur Zeit, da Laube an das Burgtheater kam, hervorragten, wie Laroche, Löwe, Anſchütz, Fichtner, Julie Rettich, und Grillparzer frug nach dem Befinden der Letztern und gedachte ihrer mit höchſter Anerkennung.

— „Sie war eine hochbegabte Frau, in ihrer Jugend ein vortreffliches, über jeden Tadel erhabenes Mädchen

und sie hat Alles geleistet, was heller Verstand, hohes Talent, wahre Bildung und ein vortreffliches Gemüth zu leisten vermögen, was sehr viel ist; aber eben den Anlauf der Begeisterung — welcher oft dem ihrigen weit untergeordneten Charakteren zu Gebote steht — den Anlauf der Begeisterung zu nehmen, dazu fehlte ihr die Fähigkeit. Sie versetzte häufig auf den Boden der Reflexion, was der Phantasie angehören sollte, und wenn sie den Ausbruch der Leidenschaft mit mächtigen Mitteln auch darzustellen wußte, der Ausdruck der leidenschaftlichen Natur lag ihrem Wesen fern, wie auch ein gewisser Reiz der Anmuth und Lieblichkeit, obschon sie eine interessante, bedeutende, ja eine schöne Erscheinung war."

Ich meinte, daß sie zur Darstellung der Römerin geschaffen, daß die strenge, selbst die schöne Form des heroischen Pathos der weltbesiegenden Nation ihr zu Gebot stand, nicht aber die Natürlichkeit, Grazie und Anmuth der herzenbezwingenden Griechin, und Grillparzer stimmte bei.

Das Gespräch ging auf antike Rollen und deren Schwierigkeiten über und kam auf Mlle. Rachel und Fräulein Wolter, auf die Kunst das griechische Gewand zu tragen, auf die erhöhten Forderungen, welche das Publicum auf historische Treue erhebt, und wie auch die Costüme dem allgemeinen Zug nach historischer Wahrheit und reicherer Entfaltung folgen müssen. Ich erinnerte mich, eine gefeierte Künstlerin auf dem Burgtheater als junge Priesterin in einem weißen Kleide mit bloßen Schultern gesehen zu haben, das

einem Ballkleid auf ein Haar ähnlich ſah, ohne daß das Publicum daran Anſtoß nahm, während wir uns heute eine ſolche Geſtalt nicht anders als im langwallenden Gewande mit ſchwerem Faltenwurf denken könnten.

— „Wenn das Publicum keine Griechin in einem modernen Ballkleide ſehen will, hat es wol recht, denn die Kleidung ſoll immer im Einklange mit der Zeit und der Rolle ſtehen. Am nothwendigſten erſcheint dies bei Darſtellung antiker Geſtalten, da wir das römiſche und griechiſche Gewand durch die Sculpturen und jetzt auch durch die aufgefundenen Malereien auf's genaueſte kennen, ja man möchte faſt ſagen durch unſere Studien damit aufwachſen. Was aber im Allgemeinen die allzu ängſtliche Sorgfalt für Nebendinge betrifft, ſo fördert dieſe nicht die wahre Kunſt. Je mehr ſie ſich abmühen, Alles haarſcharf naturgetreu vorzuſtellen — ich höre, daß ſchon die gewöhnlichen Burgtheatermöbel ihnen nicht mehr gut genug ſind und daß ſogar die Fußböden der Salons auf der Bühne mit Teppich bekleidet werden ſollen, „um die Illuſion zu vermehren" — deſto mehr wird die Illuſion geſtört, ja ſie wird zuletzt unmöglich, weil ja doch das Ganze auf Täuſchungen beruht, deren Wirklichkeit man nicht herſtellen kann. Indem man aber das Bedürfniß nach dieſer fehlenden Wirklichkeit immer mehr zu befriedigen trachtet und dadurch immer ſteigert, indeß man alle Nebendinge in Wahrheit umzuwandeln ſucht, während man die Hauptſachen doch nicht in Wirklichkeit verſetzen kann: die Leute da oben ſich doch nicht lieben, heirathen, tödten,

deſto mehr untergräbt man die Wirkung des Ganzen zu Gunſten des Einzelnen. Und da man mit einem Wort das Spiel nicht zur Wahrheit zu machen vermag, ſoll man auch nicht ſuchen durch das Herbeiziehen realiſtiſcher Elemente und Nebenſachen eine Täuſchung zu erhöhen, die doch nur durch die Kunſt der Darſtellung, durch die Schauſpieler ihren Schwerpunkt findet. Wenn in einer Rolle ein Schauſpieler durch ein Bild entzückt wird, braucht dies keineswegs auch auf uns einen Eindruck zu machen. Im Gegentheil iſt es die Aufgabe des Schauſpielers, uns eine Vorſtellung von der Schönheit dieſes Bildes durch den Eindruck, den es auf ihn macht, zu geben. Ob ein Fußboden ſo oder ſo ausſieht, eine Soffitte ſo oder ſo angebracht iſt, das fördert nicht die Wirkung einer Darſtellung und es ſind, vorausgeſetzt, daß nicht Unſinn und Lächerlichkeiten durch Vernachläſſigung der Nebendinge entſtehen, ganz andere Sachen, die den Erfolg eines Stückes beſtimmen.“

Ich erwähnte bei dieſer Gelegenheit der neuen Einrichtung des ſogenannten Zwiſchenvorhanges, welchen wir bei einer Reiſe im Herbſt an vielen deutſchen Bühnen getroffen, und eine Emilia Galotti auf ſolche Weiſe in vierzehn Acten geſehen hatten. Hierbei gedachte ich auch Laube's Anſicht, welcher ein eben ſo entſchiedener Gegner dieſer Einrichtung ſo wie des Hinweglaſſens der Muſik in den Zwiſchenacten iſt. Um das Auge nicht durch Erſcheinen der Theaterdiener zu ſtören, meinte er, ſtöre man durch das wiederholte Herablaſſen eines Vorhanges den Verſtand eines Stückes; die Muſik aber ſei zur Aufrechthaltung einer gewiſſen erhöhten Stimmung

durchaus nothwendig und ohne sie werde ein Theater gar bald zu einer „stillen Bude".

Grillparzer freute sich über diesen treffenden Ausdruck.

— „Das ist die richtige Ansicht", sagte er, „und diese Bezeichnung ist vortrefflich! Darin bestehen die rechten Mittel und Wege, die Wirkungen der Kunst zu heben und zu erhalten. Nicht dadurch, daß man blendende Decorationen aufzieht wie im Ballet — das ja blos für das Auge da ist — und daß man in Wirklichkeit hinstellt, was gemalt sein kann, wird der Kunst gedient, sondern dadurch, daß man durch gewisse künstlerische Mittel, wie z. B. Musik, die Stimmungen befördert, in welchen sich das Publicum theatralischen Täuschungen hingeben mag. So wie ja auch die Künstler durch die Gesammtwirkung ihrer Kunst und ihrer Erscheinung, nicht aber durch die gewissenhafteste Richtigkeit ihrer Anzüge oder, wie ich höre, daß dies zuweilen der Fall ist, gar durch die Echtheit ihres Schmuckes die beabsichtigte Illusion zu steigern suchen sollen. Laube versteht das sehr gut, wie ich aus manchen Klagen gegen ihn entnehmen kann, und ich bedaure nur, daß er so viele Gegner hat."

Daß Gegnerschaften aller Art in der Natur solcher Stellungen lägen, kam hierbei zur Sprache, und da ich schon vor Jahren einmal einer Probe im Burgtheater beigewohnt, die mich in dieser Hinsicht über Vieles belehrt hatte, und ich dessen Erwähnung that, frug Grillparzer, welch ein Stück es war, wer die Schauspieler gewesen seien u. s. w.

Ich erzählte hierauf, wie ich in einer Probe Dawi-

ſon's geweſen, als er den Hamlet einſtudirte. Dr. Boas, der ſich eben in Wien aufhielt, führte uns in die am Tage pechfinſteren Räume des Burgtheaters; auf der damals noch mit Oellampen ſpärlich beleuchteten Bühne ſaß bequem den Rücken angelehnt, die Cigarre im Munde und mit dem neben ihm ſitzenden Regiſſeur halblaut ſprechend Dr. Laube und rief dem wie man ſah ſchon ſehr gereizten Künſtler zu: „Fangen Sie noch einmal an" — „dort herein müſſen Sie kommen, wenn Sie den König ſehen ſollen, ſonſt bleibt er Ihnen ja im Rücken" — „gehen Sie noch einmal hinaus, und dort oben, damit das Publicum den Abgang beſſer im Auge behält" — „das heißt gar nichts; ich habe ſchon geſagt, daß das kein Menſch verſteht, wenn Sie das ironiſch betonen wollen. Es muß einfach geſagt werden". So ging es fort. Daß Laube bei allem, was er ſagte, recht hatte, daß wir es einſahen und daß ſein Todfeind es ihm hätte zugeſtehen müſſen, das machte die Sache nur um ſo einſchneidender für Den, den ſie traf. Ich war durch dieſe Probe zur Erkenntniß der Schwierigkeit einer ſolchen Stellung, der Feindſeligkeit, die ſie nothwendig hervorrufen muß, gekommen und ſah ein, wie zwiſchen einem Director und lebenslänglich angeſtellten Hofſchauſpielern ſich nur eine ſtarke begabte Natur behaupten könne, die elaſtiſch wie Stahl, nach allen Richtungen wirkend, ganz Leben, Rührigkeit und Nerv ſei.

— „Und das iſt Laube, und ein Nerv, wenn er convulſiviſch wird, ſchlägt elektriſch um ſich."

Ich ſagte, wie man dies Convulſiviſche merke, wenn man mit dem „Director" im Theater ſäße; wie er bei

dem geringſten, uns anderen Menſchenkindern nicht bemerkbaren Anlaß auf der Bühne, mit unglaublicher Behendigkeit haſtig aus ſeiner Loge ſchlüpfe und wie das bloße Gerücht ſeines Nahens die ſäumigen Arbeiter an ihre Plätze rufe und den ſchläfrigen Statiſten die ſchlenkernden Glieder einrenke.

— „Ich kann's mir denken, ich kann's mir denken", lachte Grillparzer.

Ich gedachte hierbei einer Erzählung von Fräulein Wolter und wie dieſe eines Abends bei Laube launig die Wirkung geſchildert hatte, welche die unvermuthete Erſcheinung „des Directors" ausübe. Unzählige Male, erzählte die Künſtlerin, war die Volksſcene in „Struenſee" wiederholt worden, weil die Statiſten nicht aufpaßten und die ganze Verſtändlichkeit des Folgenden darauf beruht, daß man die Rufe von Außen her verſtehe. „Glauben Sie denn, die Schauſpieler haben ihre „Lungeln" geſtohlen"! rief der immer liebenswürdige und gutmüthig ſcherzende Fichtner ärgerlich den Männern des Volkes zu — allein vergeblich, immer ging es wieder durch einander. Da plötzlich heißt es „der Director" — und im Augenblick, da der Zipfel ſeines ſemmelfarbenen Paletots geſehen wird, geht die Scene deutlich vor ſich und bedarf keiner weitern Wiederholung.

Grillparzer bezeigte durch herzliches Lachen und durch einzelne Worte, die er dazwiſchen warf, daß er meine Erzählung mit Theilnahme begleitete. Ich hatte aber ungebührlich viel geſprochen und erhob mich ziemlich erhitzt, um zu gehen, was der alte Herr nur im

Hinblick auf meinen Pelz geſtatten zu können verſicherte, den er, während er mir ihn umgab, ſtreichelnd mit Lob überhäufte, meine Klugheit, ſolch ein warmes Kleid zu beſitzen, die Geſcheitheit, es heute zu nehmen, und die Vorſorge des Gatten, mir daſſelbe verehrt zu haben, ſcherzend pries.

März 1866.

Egoismus. Badereiſen. Aberglauben. Frühere Begegnungen. Studenten-Adreſſe.

Zufällig hatte ich zu gleicher Zeit mit Grillparzer Melchior Meyer's „Geſpräche mit einem Grobian" geleſen und frug ihn um ſeine Meinung.

— „Dieſer Grobian iſt kein Grobian", ſagte er, „er iſt ein Peſſimiſt; er verletzt nicht durch die Form, ſondern durch den Inhalt, und dieſer Edmund, der den Optimismus vertritt, iſt ſo ſchwächlich angelegt und holt immer ſo weit aus, daß er allemal etwas daneben haut. Außerdem iſt Alles viel zu weitſchweifig gehalten für einen Gegenſtand, der eigentlich ſchon unzählige Male da war, da ja faſt jede poetiſche Schöpfung das gegenſätzliche Princip des Idealismus und Realismus enthält. Es iſt wahr, der Egoismus beherrſcht im Großen und Allgemeinen die Welt, allein es giebt auch hier eine ſehr achtbare Minorität und es ſcheint mir mehr Witz als Wahrheit, wenn man behauptet, alle Menſchen ſeien ſchlecht und nur von Egoismus geleitet. Freilich, wenn man den Egoismus ſchließlich allenthalben findet, die hingebende Liebe, die Liebe der Eltern zu den Kindern, die aufopfernde Freundſchaft auch nur als potenzirten Egoismus darſtellt, dann freilich kann man alles

auf Selbſtſucht zurückführen. Aber es berühren ſich ja überhaupt alle Gegenſätze und es heißt die entgegengeſetzteſten Dinge vermengen, ja geradezu die Begriffe auf den Kopf ſtellen, wenn man Liebe, Freundſchaft, Hingebung unter dieſelbe Kategorie mit dem Egoismus bringen will. Wenigſtens iſt dieſer Egoismus nicht mit dem zu verwechſeln, was man darunter gewöhnlich verſteht, ſonſt wäre ja auch die Humanität als ein aus ſelbſtiſchen Gründen hervorgehendes Element zu verwerfen."

Ich drückte meine Freude über dieſe Anſicht aus, weil auch ich oft Aehnliches gedacht hatte, und ſo ſagte ich, ich glaubte, daß Jeder hier nach eigener individueller Empfindung urtheile. Es ſei dem Egoiſten eben ſo unmöglich, eine andere Triebfeder anzunehmen, und er glaube eben ſo ſehr dieſe überall wieder zu finden, als ſein Antagoniſt den Trieb des Wolwollens, deſſen er ſich bewußt iſt, nicht außer Rechnung laſſen könne.

Nach einigen Auseinanderſetzungen über Eltern und Kindesliebe ſagte Grillparzer:

— „Ich habe die Menſchen kennen gelernt — und ſie haben ſich nicht gut gegen mich gezeigt; Kränkungen, Rückſichtsloſigkeiten, ungerechte Anfeindungen ſind mir begegnet, wie Jedem, der ſo alt wird, aber ich habe auch der guten, uneigennützigen, aufopfernden Menſchen viele gefunden, und wer ſolche nicht findet, hat halt kein Auge, ſie zu ſehen. Der Egoismus herrſcht und beherrſcht zwar die Maſſen; das lehrt uns ja ſchon die Weltgeſchichte, und insbeſondere die heilige Schrift, das alte Teſtament, zeugen hinreichend dafür; aber es iſt

nicht wahr, daß bei den Einzelnen die Selbſtſucht als einzige Triebfeder anzuſehen ſei; es iſt nicht wahr, daß die Menſchen nur dem Egoismus gehorchen, und ſelbſt ich als Einſiedler habe noch Gelegenheit, ſolche Erfahrungen zu machen."

„Ich glaube", erlaubte ich mir zu bemerken, „die Menſchen ſind wie die Farben auf der Palette. Rührt man Alle durcheinander, ſo entſteht nur eine ſchmutzige Maſſe. Einzeln aber bricht ſich in jeder derſelben doch ein Strahl des ewigen Sonnenlichts und richtig angeordnet, vermögen ſie unter der Hand des Malers das Höchſte darzuſtellen."

Grillparzer ließ meinen Vergleich gelten. „So lange es Menſchen giebt", fuhr er fort, „wie meine Hausfräulein und Andere, die ein Vergnügen darin finden, alten, hinfälligen Leuten Freude zu bereiten, wo ſich auf Gegendienſte irgend welcher Art nicht rechnen läßt, ſo lange kann man dem Egoismus nicht die ausſchließende Herrſchaft zuerkennen."

Er erging ſich hierauf in warmen Worten über die Damen Fröhlich, wie ſie Alle echte Künſtlernaturen, leicht zu beſtimmen, leicht zu verſtimmen, durch und durch vom reinſten Gold wahren Werthes ſeien und ihm, dem zum Peſſimismus Geneigten, ein ſtetes Beiſpiel der guten und edlen Seiten der menſchlichen Natur vor's Auge hielten, wie er aber eben deswegen nicht umhin könne, ſich ihren Wünſchen zu fügen und ſich abermals einer Badereiſe zu unterziehen. Damit hatte es aber ſeine beſondere Bewandtniß. Je tiefer die Achtung und Freundſchaft für die Schweſtern Fröhlich in

des Dichters Seele wurzelte, je höher er sie in seiner Meinung stellte, um so weniger konnte er seinem Wesen nach der Selbstständigkeit ihnen gegenüber entsagen, ja um so mehr hielt er darauf, dieselbe zu behaupten, und es wäre ihnen geradezu unmöglich gewesen, ihren Einfluß nach dieser seiner nervös-hypochondrischen Seite geltend zu machen.

Demungeachtet oder vielleicht eben deshalb fand er eine Art Befriedigung darin, sich entfernter Stehenden als in seinen Entschlüssen von den Damen Fröhlich abhängig darzustellen, und jeden Ausflug, jede Badereise brachte er mit ihren Wünschen in Zusammenhang. Er betonte auch dießmal, daß er ungeachtet seines Entschlusses, kein Attentat weiter auf sich selbst zu machen, nun doch ihnen zu Gefallen werde nach Hall gehen müssen, wohin der Arzt ihn schicke.

Ich meinte, es sei eine schlimme Sache um ein Bad, das man ohne Lust und Vertrauen besuche.

— „Es ist mit dem Vertrauen und dem Glauben an irdische Heilung und Genesung wie mit dem Glauben an himmlisches Heil und himmlische Freude. Wer den Glauben daran hat, der hat schon damit einen Theil derselben und das Wort Christi: „Dein Glaube hat Dir geholfen!" sollte bei der Einfahrt — nein, bei der Ausfahrt jedes Badeortes stehen."

Das Gespräch drehte sich hierauf um ein paar Fälle von Heilungen, die sich in Baden ereignet und welche halb den Schwefelquellen, halb der heiligen Anna zugeschrieben wurden; wie solche Sagen auch ohne Anhaltspunkte sich im Volke erhielten, zum Beispiel der

Aberglaube, daß die Könige von England und Frankreich durch Berührung den Kropf heilen könnten, welcher Wahn doch niemals eine Beſtärkung durch Thatſachen erhalten haben konnte.

— „Der Menſch hat ein ſo großes Bedürfniß nach ſolchen Dingen, daß er überall und unter allen Umſtänden ſich über Möglichkeiten die er wünſcht, Täuſchungen vorhält. Aberglaube iſt eine Poeſie, eine Art Volkspoeſie, wol der erſte Ausdruck des Dichteriſchen im Menſchen und wird daher, wie ſchädliche Einflüſſe er auch mitunter haben mag, niemals ganz verſchwinden. Wo ſeine groben Erfindungen nach einer Seite hin abſterben, da tritt er in feineren Formen von der andern Seite ſogleich wieder auf; der Spiritismus iſt mir ein trauriges Beiſpiel dafür.“

Er frug hierauf, ob es wahr wäre, daß Leute, die er nannte, und die, wie ich glaubte, ihm perſönlich bekannt, von dieſem Schwindel ergriffen ſeien, und da ich ſchon ſeit einiger Zeit für eine Verehrerin des Dichters die Erlaubniß eines Beſuchs erbitten wollte, ſprach ich, ſolchen Wunſch einleitend, meine Verwunderung aus, daß er nicht mit jenen Perſonen und überhaupt mit ſo wenigen verkehre.

Er wies auf ſein Ohr.

„Ich weiß, ich weiß“, erwiederte ich auf dieſe Geberde, „aber mit etwas weniger Ueberſchätzung Ihres Gehörleidens könnten Sie manchen glücklich machen, dem Sie die Gunſt einer Begegnung gönnten oder Zutritt geſtatteten wie mir.“

— „Zutritt geſtatten? Ich?“ rief Grillparzer, indem

er sich vorbeugte und scherzweise wie beschämt sich die Augen zuhielt, „gestatte ich Ihnen den Zutritt? Sie kommen halt!“

„Aber“, erwiederte ich, „ich käme nicht, wenn Sie mir nicht dazu Muth gegeben, und wenn dieser mir zuweilen fehlte, nicht nach mir gefragt, sich wegen meines Wegbleibens nicht erkundigt hätten.“

— „Das ist ja aber auch etwas ganz Anderes als bei den Leuten — die kommen ja nicht wegen meiner Person. Aus Neugierde, damit sie etwas erzählen oder in die Zeitung setzen könnten, würde mancher mich besuchen.“

Ich bemerkte, daß, wenn das Publicum nicht Interesse daran nähme, die Zeitungen keinen Werth auf solche Nachrichten legen würden. Jeder freue sich, etwas von dem Dichter zu erfahren, der, allen unsichtbar und unzugänglich, in unseren Mauern wohne und lebe. Ich selbst müsse mich hüten, von ihm zu sprechen, weil ich schon bemerkt hätte, daß es aussehe, als wollte ich damit Reclame machen, wie dies z. B. ein Geschäftsmann hier in Wien thue, welcher die Bestätigung einer ordentlich ausgeführten Reparatur, geschrieben von des Dichters Hand, in seinem Verkaufsladen unter Glas und Rahmen aufgehängt habe.

Grillparzer schlug lachend die Hände zusammen.

„Das beweist nur“, fuhr ich fort, „welchen Werth solche Dinge für den Einzelnen haben“, und da ich sah, daß der alte Herr gut gelaunt war, erzählte ich, wie ich dies aus eigener Erfahrung wisse; wie ich einst glücklich gewesen, in einem Concert neben ihm zu sitzen, mit einer

Aeußerung ſeiner Zufriedenheit über die Muſik von ihm angeredet zu werden; wie ich freudig davon erzählt, wenige Tage darauf aber einen Brief erhalten habe, worin ich aufgefordert wurde, die Bekanntſchaft fortzuſetzen. Das Schreiben ſei Grillparzer unterzeichnet, das Ganze ein muthwilliger April-Scherz eines jungen Vetters geweſen, den ich ſogleich errieth. Mein Zuhörer aber war bei meiner Erzählung immer ernſter geworden und ſein finſterer Blick erheiterte ſich erſt wieder, als ich die Löſung des Scherzes durch den jungen Vetter brachte. Offenbar war auch der kleinſte Mißbrauch ſeines Namens ihm in ſolchen Dingen widerwärtig und dieſe Art gewagter Späße nicht nach ſeinem Geſchmack.

Da ihn die Mittheilung jedoch unterhalten zu haben ſchien, rückte ich auf ſein Begehren mit einer andern vor. Ich fuhr als ſehr junge Frau einmal von Baden nach Wien und traf im Bahnwagen zu meiner größten Freude Grillparzer, und zwar im Geſpräch mit einem damals allgemein bekannten Herrn M . . ., einem ſich wichtig machenden, eleganten, ältlichen Mann, von welchem Kaiſer Franz das köſtliche Wort geſagt: „Wan i nur am Sontag dös wär', was ſich der M . . . . alle Tag einbildt!“ M . . . . zeigte dem Dichter eine neue Erfindung, einen leichten, waſſerdichten Rock, Cobrington genannt, den man zum Schutz gegen ſchlechtes Wetter bei ſich tragen konnte. Das war damals, wo nur Bediente und Schneider mit einem Rock über dem Arm auf der Straße geſehen wurden, etwas ganz unerhört Neues. Grillparzer lobte das zweckmäßige Kleidungsſtück, nahm ſich vor, ſich ſogleich ein ſolches anzuſchaffen,

und ließ ſich die Adreſſe des Verkäufers angeben. Sogleich ſtand mein Entſchluß feſt, einen ſolchen „Ueberzieher“ zu beſorgen und ihn damit zu überraſchen, ohne daß er je erführe, woher dieſe Aufmerkſamkeit käme. Welches Glück, wenn ich ihm einmal begegnete mit dieſem Rock auf dem Arm! Je näher ich aber dem Reithofer'ſchen Magazin kam, deſto mehr wurde mein Entſchluß „von des Gedankens Bläſſe angekränkelt“. War es paſſend, dem Dichter eine ſo erzproſaiſche Gabe, wie einen Regenrock, zu ſpenden? Durfte ich es überhaupt thun als junge Frau, ohne Frage und Einwilligung meines Mannes? Je mehr ich nachdachte, um ſo bedenklicher wurde ich, und da ich den Laden betrat, kaufte ich — eine Kinderklapper!

— „Und das war recht gut“, lachte Grillparzer, „denn ſo ſehr ich Ihnen Ihre wohlmeinende Abſicht danke und ſo ſehr ſie mich jetzt hinterdrein erfreut, ſo froh bin ich, daß es nicht zur Ausführung kam. Es wäre mir eine wahre Qual und Verlegenheit geweſen, mich bei Allen bedanken zu müſſen, von denen ich eine ſolche Aufmerkſamkeit vermuthen konnte, was ſchon an ſich nicht angenehm iſt. Noch peinlicher aber wäre es für mich geworden, wenn ich ſchließlich nicht hätte herausbringen können, von wem ich dieſe Gabe erhalten. Es giebt viele Leute, von denen ich nichts annehmen mag, und der Gedanke, dies Geſchenk könnte gerade von jemandem dieſer Art kommen, würde mich abgehalten haben, davon Gebrauch zu machen.“

Ich wiederholte, es wäre daraus nur erſichtlich, welchen Werth jede ſolche Begegnung für treue Verehrer

habe, und brachte meine Bitte wegen des Beſuchs von Frau Roſa Gerold vor.

— „O, Du mein Gott, wenn's ihr ein Vergnügen macht, ſo möge ſie doch ja kommen . . . Aber ſehen Sie, da iſt noch Etwas, was mich menſchenſcheu erſcheinen läßt. Ich erwähnte ſchon, daß es an und für ſich nicht angenehm iſt, in ſo abgelebter Geſtalt, wie die meine, ſich vor Menſchen ſehen zu laſſen. Sie lächeln und meinen das ſei Eitelkeit, und meinethalben mögen Sie es ſo nennen — aber es iſt doch gewiß, daß man in dem Zuſtand, in welchem ich bin, auf die Nachſicht derjenigen die kommen, angewieſen iſt. Wenn nun die Leute Einen aber als altersſchwachen Mann treffen, ſollten ſie indem ſie dies conſtatiren, doch auch die Rückſicht für das Alter in Betracht ziehen. Aber ſie ſind im Stande herzukommen, mich ſehr decrepit zu finden, und doch jedes Wort, das ich ſpreche, drucken zu laſſen, ohne zu bedenken, daß man im Geſpräch, beſonders mit Fremden, wo man nicht in nähere Erörterungen eingehen will, manches kurz abweiſt um mit ein paar Worten von einem delicaten Gegenſtand abzukommen, die man oft ſelbſt mit ſeiner Ueberzeugung nicht vertreten könnte. Sehen Sie nur, wie es mir wieder mit dieſer Studentenadreſſe ging! Ich konnte ſie füglich nicht abweiſen und muß geſtehen, daß ich ein bischen verlegen war; denn die jungen Leute kommen daher, denken ſich weiß Gott was und finden ſolch' einen armſeligen, lebensüberdrüſſigen Mann, wie ich bin, der ihnen das, was er ihnen ſagen möchte, nicht einmal ſagen kann. Die aber laſſen das Geſagte drucken, ent-

ſtellen es nach ihrer Weiſe, haben es vielleicht auch falſch verſtanden — obſchon ich nicht begreife, wie man glauben oder verſtehen kann, daß ich allen Deutſchen Gemüth abſpreche und es nur uns Oeſterreichern allein vindicire. — Und nicht genug, die Zeitungsredaction, welcher wiederum der Schluß deſſen, was ich geſagt, nicht behagt, läßt es ganz weg. Dieſe Art und Weiſe alles was man unüberdacht, leichthin vorbringt, als einen „Ausſpruch" herumzutragen oder wol gar als eine Meinung drucken und entſtellt drucken zu laſſen, hat weſentlich beigetragen mich in der letzten Zeit ſo einſiedleriſch zu machen, obgleich, wie ſchon oft geſagt, meine unglückliche Taubheit mich ja dazu zwingt."

Was das Letztere betrifft, erwiederte ich, ſo würde die Beſuchmachende davon nicht ſo viel ſpüren, denn ſie komme ja, um zu ſehen und zu hören, nicht um ſelbſt etwas zu erzählen oder vorzutragen.

— „Und weil es eine Bekannte von Ihnen iſt", unterbrach er mich artig, „ſo wird es mich freuen, wenn ſie meiner gedenken und mich beſuchen will."

Frühling 1866.

Krieg. Deutsche Einheit. Bacherl Vernuläus.

Mehrere Wochen waren verflossen, als ich durch Fräul. Anna Fröhlich erfuhr, Grillparzer habe gefragt, weshalb der ihm schon lange angekündigte Besuch wegbleibe. Frau Gerold war aber abwesend gewesen und kam nun gleich nach ihrer Rückkehr in strömendem Regen, einen duftenden Dornbacher Blumenstrauß in der Hand, nach der Stadt, um mit mir zu dem Dichter zu eilen.

Er nahm uns, wie dies seine Gewohnheit, freundlich und gütig auf und da der Krieg vor den Thüren alle Herzen erregt und das Ehepaar Gerold eben von einer Reise nach Deutschland, wo sie Verwandte und die Leipziger Messe besucht hatten, zurückgekehrt war, wandte sich das Gespräch natürlich sogleich diesen Dingen zu. Ich hatte auch kürzlich Briefe einer Freundin aus Sachsen erhalten und was sie über die furchtbare Aufregung, die Abneigung gegen diesen „Bruderkrieg" schrieb, stimmte vollkommen mit den Berichten der Reisenden. Alle Fabriken standen still und da man das Aufgebot der Vierzig- bis Fünfzigjährigen schon hatte ergehen lassen, waren alle arbeitsfähigen Männer unter den Waffen, alle Wege und Stege von Weibern und

Kindern belagert, die den Krieg verwünschten und in verzweiflungsvollen Ausbrüchen ihrem Schmerz Luft machten. Man schrieb mir, daß den Männern auf den Bahnhöfen an entfernten Schenktischen Wein und Branntwein kredenzt wurde und daß manche in ihrer Trunkenheit die deutsche Republik hoch leben ließen — die deutsche Republik, die sie jetzt eben zu machen in Begriff ständen. Ueberall war nach den Aeußerungen, die laut wurden, die größte Abneigung gegen diesen Krieg anzutreffen und es gab nur zwei Stimmungen — die Einen, welche mit Unwillen daran gingen, die Andern, denen das Herz blutete.

Wie ganz verschieden war das bei uns! Unwillen und Schmerz erfüllten auch Oesterreich, aber in ganz verschiedener Weise. Es war der Unwille gegen die fremde Regierung, welche in Schleswig-Holstein Hand in Hand mit uns gehend, plötzlich das Bajonnet gegen uns gewendet hatte und uns zwang unsere polnischen, kroatischen, tschechischen, magyarischen, slovenischen, krainerischen, dalmatinischen, slovakischen Staatsgenossen auf unsere deutschen Brüder loszulassen. Daß wir siegen würden, daran war nicht zu zweifeln; aber welch ein Sieg gegen unsere Landsleute! Schon sahen wir sie im Geiste, die blonden handelsbeflissenen Cavalleristen gegen so ein altes, österreichisches Kürassierregiment anstürmen und zerstäuben; uns dauerte das arme, junge Blut, das noch dazu unwillig kämpfte, während unsere Armee, unser braves Volk, wie sehr man es gekränkt, wie sehr man die Deutschen zurückgesetzt gegen die weniger cultivirten Volksstämme, jetzt dennoch treu zu seinen Fah-

nen hielt und an Beschwerden, Unzufriedenheit in diesem Augenblick nicht dachte.

— „Solche Gedanken lernen sich aber bald", sagte Grillparzer, diese Darstellungen unterbrechend „und unsere Landsleute sind leider immer bereit, das, was anderwärts in Folge von mancherlei Ereignissen sich herausgebildet hat, schnell anzunehmen, gleichviel ob die Sache taugt oder nicht. Wie war das doch im Jahre Achtundvierzig, wo sie vom parlamentarischen Leben überhaupt keine Vorstellung hatten und urplötzlich die Einsicht von der Vorzüglichkeit des Einkammersystems über sie kam, so daß sie die berüchtigte Sturmpetition organisirten, während sie doch in der That nicht den geringsten Begriff von dem Wesen und dem Einfluß solcher politischer Einrichtungen und Formen hatten. Und deshalb, weil sie sich heute von Republik nichts träumen lassen und unser Volk im allgemeinen gar keine Vorstellung von Republik hat, ist damit gar nicht ausgemacht, daß nicht bei irgend einer Gelegenheit eine solche Idee auftaucht und eine Weile hindurch die Gemüther beherrscht."

„In Preußen", sagte Rosa bescheiden, „ist es ihnen im allgemeinen wol auch gar nicht um die Republik zu thun; sie halten ja so viel auf ihren König und auf Berlin und auf den Titel königlich, den sie überall hinsetzen, wo man in Oesterreich gar nicht daran denkt, daß es ihnen wol auch mit der Republik nicht Ernst sein mag; sie denken nur, daß sie auf diese Art die deutsche Einheit zu Stande bringen."

— „Was die deutsche Einheit betrifft, so wäre diese

gewiß ein hohes wünschenswerthes Gut — ein Gut, ohne welches eine Nation unter den anderen Völkern als Staat gar nicht und unter keiner Bedingung zur Geltung kommen kann. Allein die Einheit beruht nicht auf Willen und Absicht, sondern auf der innern Beschaffenheit und den Eigenschaften eines Stammes. Nach alledem, was ich gesehen, erlebt, aus der Geschichte erkennen gelernt habe, fehlt den Deutschen die Gemeinschaftlichkeit des Volkes und Stammes; es fehlt an Staatsmännern, die auf durchgreifende Weise zu schaffen, zu organisiren verstehen und die Zerstückelung, die Deutschland im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, ist eben so sehr Folge dieses Kleinstaaten schaffenden und sich im Einzelnen fortbildenden Geistes als unsere überwiegende Bildung eine Folge und Wirkung der kleinen Staaten ist, welche gleichsam Herde der Cultur geworden sind. Damit sollten wir uns begnügen. Wir sollten zufrieden sein, daß wir in Wissenschaft, Literatur, Dichtung so groß und bedeutend sind, daß wir nie untergehen und in der Gliederung der Cultur nie übergangen werden können. Ein großes, politisch wichtiges Volk vorzustellen — das scheint uns nicht bestimmt."

Mir und meiner Gefährtin gefiel natürlich diese Diagnose und Prognose nicht sonderlich und ich sagte daher etwas kleinlaut: „Sie meinen also wir seien die Griechen der modernen Welt, die unterjocht und unterdrückt ihren Siegern noch als die Lehrer der Cultur gälten. Wenn aber unter dem jetzigen Druck und Andrang fremder Nationalitäten, wo jedes Barbarenvolk obenauf kommen und obenan stehen will, das gebildete

Volk, das sich auf seinen Geist statt auf seine Körperkraft, auf sein Haupt statt auf seine Faust verlassen will, nicht bald von den anderen unterdrückt werden und untergehen soll, würde es doch zusehen müssen auf irgend eine Art stark und mächtig zu werden. Das ist ein Gedanke, der Jedem gleich nahe liegt. Sie aber sind noch dazu ein deutscher Dichter. Es kann Ihnen nicht gleichgültig sein, wenn Ihre Sprache bedroht oder gar dem Untergange geweiht ist."

— „Da ist keine Gefahr, wenn wir nur nicht in endlosen Kriegen unsere Kraft vergeuden und Kriege führen, bei denen wir immer nur zu verlieren, nie zu gewinnen haben. Die Ursachen unseres Zerfalls sind noch immer vorhanden; sie liegen in der eigenen Art und Weise, welche jeder als sein gutes Recht behaupten will und ich fürchte, wenn unsere deutschen Fürsten freiwillig zu Gunsten der Einigkeit abträten, sehr viele — alle die Besseren — würden nach ihren Residenzen wieder zurückgeholt werden. Wäre nur erst, so weit die deutsche Sprache reicht, eine gemeinschaftliche Münze gangbar, wären Maße, Gewichte so geordnet, wie dies in Rücksicht auf Wagen und Wege bei den Eisenbahnen der Fall ist — wo man gar nicht weiß durch wessen Land man fährt — so würde vorderhand das Mögliche erreicht werden"

„Das hat ja auch schon Goethe gesagt", fiel Frau Rosa ein —

— „Ja wol; ob ein Krieg von Allen gegen Alle, wo sich Deutschland nicht in zwei, sondern möglicher Weise in viele Parteien spaltet, so viele Privatinteressen ver-

letzt, so viele Parteileidenschaften erregt werden, zur Einheit führen würde, läßt sich schwer vorhersehen; er könnte, wenn unsere Nachbarn klug sind, eine noch größere Spaltung nach sich ziehen. Wie wir aber auch dann vertheilt würden, die deutsche Provinz würde immer wieder die gebildetsten Einwohner haben und eine Majorität behaupten, wie dies in Oesterreich ja auch der Fall ist, wo wir doch in so großer Minorität der Anzahl leben. Daß eben darin die Stärke der Deutschen liegt, daß wir darin groß sind, sollte den Deutschen genügen. Aber es ist eben ihr Fehler, immer etwas anzustreben was ihnen fern liegt, weshalb Napoleon sie nicht ganz mit Unrecht Ideologen nannte."

Das, was dagegen einzuwenden war, lag so nahe und war doch so schwer verständlich zu machen, daß wir Beide nicht versuchten zu widersprechen. „Sie meinen", sagte ich, „es sei wahr, was der große Bacherl von den Deutschen sagt: „Was sie wollen das haben sie nicht und was sie haben das wollen sie nicht.""

— „Ja, ja", lachte Grillparzer, „ich wollte eben dasselbe Citat anbringen, aber mir altem Schwachkopf war wieder der Name entfallen. Und dann, offen gestanden, mag ich an den Menschen nicht denken, der einerseits ein Dichter sein wollte und andererseits einen Erwerb daraus machte, sich auslachen zu lassen. Es hat mich immer empört."

„Man hat ihn doch längere Zeit für ein Talent gehalten", meinte Rosa.

— „Gewiß, so lange die Leute meinten, er sei ein unterdrücktes Genie und habe einen Antheil an dem

Halm'schen Stück (was ich nie glaubte), bis sich, — da die Uebereinstimmung doch allzu grell erschien — erwies, daß nicht Halm, sondern Bacherl von der Erfindung des Andern profitirt hatte und daß der bairische Schulmeister nach erfolgter Aufführung und Veröffentlichung des „Fechter von Ravenna" sein Stück nachgebessert habe. Die Uebereinstimmung der scenischen Anordnung ist allerdings so groß, daß an einer Benutzung der fertigen Arbeit von der einen oder der andern Seite gar nicht gezweifelt werden konnte."

Ich setzte hinzu, daß die merkwürdigsten Dinge vorkämen, wenn Dichter zu gleichen Zwecken aus den gleichen Quellen schöpften und Halm und Bacherl hätten ja die gleiche Göttling'sche Abhandlung benutzt, welche zwei an einem Triumphbogen aufgefundene Statuen als Thusnelda und ihren Sohn bezeichne.

Da Grillparzer sich nicht mehr deutlich dieser Dinge erinnerte und mich aufforderte zu erzählen, sagte ich, was ich davon wußte; wie unglaublich Dichter, die denselben Stoff in der gleichen Form bearbeiteten, sich begegnen könnten, wäre bei einem auf der Utrechter Bibliothek gemachten Funde wieder auf's Neue zu Tag getreten. Es kam da ein lateinisches Manuscript des Dichters Vernuläus an's Licht, in welchem sich zwei im siebzehnten Jahrhundert, ungefähr zehn Jahre nach dem westphälischen Frieden geschriebene Tragödien fänden, von denen die eine Wallenstein's Tod, die andere Jeanne d'Arc behandelte. Gewisse Scenen, z. B. die zwischen Seni und Wallenstein, so wie auch beim Tode des Letztern, und dann wieder der Monolog der Jungfrau von

Orleans, wo sie als Hirtin Abschied von ihren Bergen, Wiesen und Schafen nimmt, seien in manchen Worten, Wendungen und Gedanken den Schiller'schen so ähnlich, daß man, wenn das Manuscript irgend wo in Deutschland aufgefunden worden wäre, gewiß auch daran gedacht hätte, Schiller der Benutzung einer fremden Arbeit zu zeihen.

Ich hatte meine Weisheit aus einer vor Jahren in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Anzeige, welche Grillparzer zufällig entgangen war. Er interessirte sich jedoch für die Sache, erkundigte sich nach diesem Aufsatze und sagte schließlich:

— „Wenn zwei Dichter den gleichen historischen Stoff in der gleichen Form behandeln, werden sie gewiß dieselben dramatischen Momente auffinden und benutzen, ja ihren Personen wol gar oft ähnliche Worte in den Mund legen. Je mehr beide den Nagel der richtigen Charakteristik auf den Kopf treffen, um so mehr werden ihre Gestalten sich ähnlich sein; ganz abgesehen davon, daß bei Vorführung historischer Personen gewisse anekdotische Züge und Aeußerungen derselben nicht fehlen dürfen. Ueberhaupt aber kann bei solchen Stoffen von Priorität nicht die Rede sein, denn diese nimmt ja die Geschichte selbst in Anspruch und manche Situationen gehen sachgemäß eine aus der andern hervor. So hat man gemeint, ich hätte mich bei der Sappho an Corinna, die Heldin des Romans der Mad. Staël gehalten, obschon keine Spur der Aehnlichkeit vorhanden ist. Aber Sappho springt in's Meer, weil Phaon ihr die Gegenliebe weigert; das konnte keinen triftigern Grund

haben, als weil er eine Andere liebte und damit ist alles gegeben. Auch kann man jede Liebesgeschichte auf eine andere zurückführen, namentlich jede antike. Da giebt es nur geringe Abwechselungen — ein Liebespaar, wo entweder zwei Helden ein Weib lieben, oder zwei Weiber, die einen Helden lieben wie in der Sappho. Das Liebespaar bleibt am Leben und wird glücklich, oder es stirbt, oder eines der beiden Liebenden stirbt und das andere bleibt am Leben."

Frau Gerold benutzte die Gelegenheit, einige freundliche Worte über Sappho anzuschließen und veranlaßte so ein Zwiegespräch mit Grillparzer, das damit endigte, daß er sie versicherte, es habe ihn gefreut sie kennen zu lernen; sie aber habe gerade die rechte Zeit dazu gewählt, da er wol kaum dies Jahr überleben werde.

Wir ließen das nicht gelten, fürchteten aber im stillen beide, er könne Recht haben. Meine Begleiterin war sehr entzückt von dem alten Herrn und wir sprachen unterwegs noch viel darüber wie eigenthümlich es sei, daß Menschen von dieser Art und von solcher Bedeutung in späteren Jahren durch ihre ausnahmsweise Stellung dahin kämen von ihren Zeitgenossen als hochmüthige Patrone oder menschenscheue Philosophen angesehen zu werden, weil es ihnen einerseits unmöglich sei, die Ehrerbietung und Theilnahme, die sie erweckten, in gleichem Maße zu erwiedern, während sie andererseits als einfache Sterbliche sich den ihnen dargebrachten Ovationen und dem Herandrängen an sie zu entziehen suchen müßten, um überhaupt existiren zu können.

Herbſt 1866.

Der Krieg. Das Porträt. Fräulein Fröhlich. Weihnachten. Goethe.

Der kurze aber furchtbare Krieg, der Oeſterreich aus Deutſchland hinauswies, war an uns vorüber gerauſcht. In ſieben Wochen hatten wir durchgemacht, was unſere Voreltern in den ſieben Jahren des preußiſch-öſterreichiſchen Krieges erfuhren und noch mehr! denn Wien, die Kaiſerſtadt, war vom Feinde bedroht geweſen, Ungarn ihm offen geſtanden und das alte Oeſterreich hatte ſich abermals vor dem neuen Preußen beugen müſſen.

Wie mochte dem Greiſe zu Muthe ſein, welcher nicht nur ſein patriotiſches; ſondern noch mehr ſein Rechtsgefühl auf's tiefſte beleidigt ſah, und der vom Beginn des Krieges, vom gemeinſchaftlichen Kampf in Schleswig-Holſtein bis zu dem Augenblicke da die Bundesgenoſſen ſich gegen den bisherigen Kriegskameraden wandten, von der erſten Schlacht bis zum Aufgeben Venedigs und dem Hinausſchleudern Oeſterreichs aus Deutſchland nichts fand, was er mit ſeinen Anſichten von Recht und Pflicht, von Geſetz und Moral in Einklang bringen konnte.

Wie mochte ihm zu Muthe sein? Fast scheute ich mich, durch meinen Besuch schmerzliche Ereignisse und Begebenheiten in seine Erinnerung zurückzurufen

Als ich mir ein Herz faßte und seine Stube betrat, fand ich ihn an der gewohnten Stelle mit seinen Büchern beschäftigt, die er nun noch weniger als früher entbehren zu können, ja, in die er sich ganz versenken zu müssen meinte, um die unleidliche Wirklichkeit vergessen, um sie ertragen zu können, und die politischen Ereignisse, die ja vorherzusehen waren, nun sie eingetreten als vollendete Thatsachen hinter sich liegen zu lassen. Daß es so kam, war in der Natur der Dinge, nur daß er es erlebt, das sei für ihn traurig.

— „Es ist ein altes Gesetz", sagte er, „daß Staaten, die in der Cultur zurück bleiben, ihren überlegenen Nachbarn weichen müssen. Die Römer haben nicht bloß ihre durch Tapferkeit — denn die wilden Völker, die sie angriffen, gingen ihnen ja an Muth und Todesverachtung voran — sondern durch die Gewalt höherer Cultur alle anderen Nationen besiegt und sich alle Länder unterworfen."

Ich erlaubte mir zu bemerken, daß dies nur so lange der Fall gewesen sei, als diese Cultur nicht zur Weichlichkeit und Ueppigkeit und schließlich dahin geführt, daß man die Kriegsdienste den Soldaten überlassen habe. Rom sei nur so lange groß gewesen, als seine Bürger für ihr Vaterland einstanden, und diesen Gedanken nähme ja der moderne Culturstaat durch die allgemeine Wehrpflicht wieder auf. Wir Oesterreicher hätten beide zu Feinden, die eigene Ueppigkeit und die

ſtrenge Schulung unſerer Gegner, und während die allgemeine Cultur zurückblieb und ein Theil des Volks der brutalen Tapferkeit allein alles anvertraue, kranke ein anderer Theil unſerer Mitbürger an jener Ueberreizung, welche häufig dem Verfall der Staaten vorangeht, wo die Kunſt dem Spotte dient, der Dichter zum Satyriker wird und eine höhnende Selbſtironie jeden thatkräftigen Gedanken in ätzende Kritik auflöſt.

— „So iſt es leider", erwiederte Grillparzer, „und während der äußere Feind es auf die faſt noch wilden und barbariſchen Stämme abgeſehen hat, mit deren geringerer Intelligenz er als Bundesſtaat nicht Hand in Hand gehen will, erhebt ſich bei uns der innere Feind in Geſtalt nationaler Beſtrebungen gegen die Ueberlegenheit des deutſchen Stammes, und es iſt nicht abzuſehen, wo der Kampf endigen ſoll. Ich aber bin froh, daß ich das Ende nicht werde ſehen müſſen; denn wem müßte nicht das Herz brechen, der ein öſterreichiſcher Patriot iſt — nein war, muß ich ſagen — denn Patrioten giebt es nicht ohne Vaterland, und wir haben ja keines mehr!"

So weit hatte ſich der gekränkte Vaterlandsfreund in der Heftigkeit ſeiner verletzten Gefühle verirrt, daß er die Exiſtenz dieſes Oeſterreichs, an welchem doch ſein ganzes Herz hing, faſt in Abrede ſtellte, ja, an deſſen Zukunft verzweifelte. Seine Verſtimmung war ſo groß, daß ſie keine Einrede zuließ. Ich wußte nicht, was ich thun ſollte, ſie zu beſchwichtigen und unbedachtſam citirte ich:

„Der Oeſterreicher hat ein Vaterland und liebt's
Und hat auch Urſach' es zu lieben."

Aber indem dieſe Worte über meine Lippen glitten fühlte ich, daß ſie unſchicklich waren, daß ſie wie eine Zurechtweiſung klangen, und ich war in Verlegenheit, wie ich von dem peinlichen Gegenſtande abkommen ſollte — als plötzlich und in dem Augenblick, da Grillparzer mit erhobener Stimme ſeine Antwort mit

— „Der Oeſterreicher . . .“

beginnen wollte, die Thür aufging und Fräulein Anna (Netti) Fröhlich mit freundlicher Miene, im ſchneeweißen, unter dem Kinn gebundenen Häubchen, ein umgewendetes Bild in der Hand, als wollte ſie durch ihre liebenswürdige Perſönlichkeit und herzliche Weiſe das lebendige Oeſterreich ſymboliſch darſtellen, in's Zimmer trat. Indem ſie mich auf's freundſchaftlichſte begrüßte, übergab ſie mir, was ſie in der Hand hielt, das Bildniß des Dichters in ſeinem Namen, und erzählte in ſcherzend lebhafter Weiſe, wie er mir daſſelbe zugedacht, es aber unpaſſend und kindiſch gefunden habe es mir ſelbſt zu geben. Es war eine Photographie in zierlichem goldenen Rahmen, die zu beſitzen mir unter allen Umſtänden erwünſcht geweſen wäre. Daß der Greis aber daran gedacht hatte, mir dies Andenken zu verehren, daß er zu ſchüchtern es ſelbſt zu übergeben, die Sache in ſolcher Weiſe in Scene geſetzt und nun ſchon eine geraume Zeit meinen Beſuch erwartet hatte um mir dieſe Ueberraſchung zu bereiten, das alles drängte ſich mir auf und es kam wie Rührung über mich, was nun wieder ihn erfreute und überraſchte, ſo daß, als ich ihm dankend und mit feuchten Augen die Hand drückte, er ſich bewegt abwendete.

„Sehen Sie", rief Fräulein Netti vergnügt, „jetzt freut es ihn selbst, und was hab' ich für Streit darüber gehabt; denn er wollte Ihnen gern eine Freude mit etwas machen und hat nicht gewußt womit, und nicht geglaubt, daß sein Portrait Ihnen eine solche bereiten würde. Vergeblich stellte ich ihm vor, daß sein Bild doch einen besondern Werth habe, und daß bei ihm nicht gelte, was von anderen gilt. Es kann nicht Jeder sein Bild schenken und gewiß sein, daß er dem Empfänger damit eine Freude macht. Aber ich habe gesagt, es würde Ihnen gewiß lieb sein, und um so mehr, als diese Photographie für das Album der Erzherzogin Sophie gemacht und nicht im Handel ist."

— „Es muß Einen ja freuen", sagte Grillparzer, „und man müßte aufhören, ein Mensch zu sein — was man freilich nur zum geringsten Theil mehr ist — wenn man gleichgültig bliebe bei der Freundlichkeit, mit welcher solch armseliges Bild aufgenommen wird."

Fräulein Netti erging sich hierauf scherzweise in dem Widerspruch, welcher oft nicht nur zwischen Wort und That, sondern auch zwischen Wort und Gedanken derjenigen herrsche, die sich uns darin so überlegen fühlten und ihre kleinen Spöttereien über misanthrope Stimmungen und hypochondrische Launen, die sie in schalkhaft neckender Weise als etwas Allgemeines vorbrachte, und die doch den Dichter ganz direct trafen, von diesem aber in gleicher Weise humoristisch und scherzend aufgenommen und erwiedert wurden, gaben ein erfreuendes Bild der gesunden Lebensluft, welche hier wehte, der Wahrheit und Offenheit, die bei aller Scho-

nung im Kreiſe dieſer bevorzugten Menſchen herrſchten. Es war ein wahres Vergnügen, dem muntern kleinen Scharmützel, wo der ſchlagfertige Mutterwitz dem treffenden Worte die Wage hielt, beizuwohnen.

Als Fräulein Netti wie eine kleine gute Fee verſchwunden war, konnte ich, des drückenden Weihrauchduftes gedenkend, welcher ſo oft die Häuslichkeit großer Dichter unleidlich macht, nicht umhin, dem wohlthuenden Eindruck freier und natürlicher Begegnung, den ich ſoeben empfangen, Grillparzer gegenüber Worte zu geben.

Er lächelte und ſprach von dem rein erhaltenen Idealismus dieſer Damen, wie alle drei Schweſtern durchaus Künſtlernaturen wären, an denen die Wirklichkeit und damit auch die Gemeinheit ſpurlos vorübergegangen ſei. Alle hätten ſie bei regem Intereſſe für Kunſt und Poeſie und ſeltener Bildung auf dieſen Gebieten ſich eine kindliche Reinheit des Charakters bewahrt, die denen, die ſie nicht näher kennen, unglaublich erſcheinen müſſe, während Denjenigen, die mit ihnen verkehrten, die ſchwere Aufgabe zufiele, ſich, um ſie zu verſtehen, in eine andere Welt zu verſetzen. Alles, was Grillparzer zu Ehren der drei Schweſtern vorbrachte, war einfach und ohne Abſicht ſie zu loben, geſagt, gelegentlich eher da und dort von einem kleinen kritiſchen Anflug begleitet und daher ein ſchwerer wiegender Beweis der Verehrung und Freundſchaft, die er ihnen widmete, des unbedingt hohen Werthes, welchen er ihren Vorzügen beilegte, als irgend ſchwärmeriſche Lobeserhebungen welche, nebenbei geſagt, nicht in des Dichters Natur lagen.

So oft das Gespräch sich später auch noch den drei Damen zuwendete, sprach sich immer dieselbe aufrichtige Anerkennung, dieselbe treue Anhänglichkeit und Verehrung, dieselbe ungeheuchelte Wahrheitsliebe aus, welche letztere ein bezeichnendes Merkmal alles dessen war, was Grillparzer umgab Alles Gekünstelte, Gesuchte war ihm verhaßt, Affectation geradezu unleidlich — das Natürliche, Wahre sein eigentliches Lebenselement, und darin waren diese Schwestern ihm ebenbürtig.

Die Porträtphotographie, versehen mit des Dichters Unterschrift, die ich erbeten hatte, kam mir in der Zeit zu, da die Gedanken sich schon mit Weihnachtsvorbereitungen beschäftigen und der Wunsch in weiteren und engeren Kreisen Freude zu bereiten, das herrschende Gestirn jedes deutschen Hauses ist. Das liebe Andenken, das ich erhalten, die freundliche Ueberraschung, die mir bereitet worden war, gaben mir gleichsam ein Recht, ein Gleiches zu versuchen, und so sann ich hin und her, was sich dazu eignete, als mir das stumme Clavier einfiel, von welchem Grillparzer einst gesprochen und das er sich hatte anschaffen wollen, um sich eine musikalische Illusion zu gewähren. Allein, ein langes schmales Tastenkästchen, wie ich es mir gedacht, wollte mir Niemand anfertigen, und eh' ich dem Mann, der jede Blume, jede Vase, jedes neue Bildchen aus seiner Nähe wies, dem jede kleine Veränderung in seinen Stuben schon störte, mit einem großen Möbel belästigte, wie solch ein stummes Piano gewesen wäre, hielt ich es für nöthig die Damen Fröhlich um ihre Ansicht zu befragen. Anfänglich waren sie sehr befremdet über die sonderbare

Idee; als ich ihnen aber die Sache auseinanderſetzte und ſagte, wie ich darauf gekommen, und daß das Ganze auf einer Idee des alten Herrn beruhe, lachten ſie und ergötzten ſich höchlich darüber.

„Das iſt wieder einmal ganz der Grillparzer!“ riefen ſie; „er ſpricht oft von Dingen, die er ſich vorſtellt, in der Wirklichkeit aber nicht haben möchte, mit einer Begehrlichkeit, die Einem, wenn man ihn nicht kennt, irre führen muß.“ — „Solch ein Taſtenkaſten“, ſagte Fräulein Kathi, „käme ihm gewiß erſchrecklich ungelegen und ich glaube, daß er nicht ein einziges Mal deſſen Claviatur berühren würde.“

Ich war froh, zuerſt angefragt zu haben, und lernte ſpäter einſehen, daß dieſer Mann, dem Wahrheitsliebe über alles ging, in Momenten lebhaften Geſpräches ſich von ſeiner Phantaſie hinreißen ließ, Sehnſucht nach Dingen zu äußern, die er nie hätte beſitzen mögen, während er oft, eines poetiſchen Gegenſatzes wegen, das, was ſein war und zu ſeiner Umgebung gehörte, ungerecht tadelte, was er hoch hielt herabſetzte, was ihm lieb war verkleinerte. So ging es z. B. mit ſeiner Wohnung; während er über ſeinen „vierten Stock“ und „ſein trauriges Zimmer“ oft klagte, war ihm daſſelbe doch ſo lieb, daß er nach jeder Abweſenheit gern dahin zurückkehrte und es ſo angenehm und bequem fand, daß eine fürſtliche Wohnung ihm daſſelbe nicht erſetzt haben würde. Wirkliche Wünſche und Bedürfniſſe von Eingebungen vorübergehender Launen zu unterſcheiden vermochten daher nur die Damen Fröhlich, und ſie erfüllten die Aufgabe, ſeinen leiſeſten Wünſchen zuvorzu-

kommen, in unnachahmlicher Weiſe. Wer Grillparzer nach ſeinen momentanen Aeußerungen etwas hätte zu Gefallen thun wollen, wäre daher den größten Mißgriffen verfallen.

So weiſe wurde ich aber erſt mit der Zeit und dieſe erſte Erfahrung hatte mich nur vorſichtig gemacht. Ich wählte daher zu einer kleinen Ueberraſchung, was keinen Raum einnahm, keine Unbequemlichkeit verurſachte, keine Spuren zurück ließ, einen Chriſtbaum. Dieſer wurde mit allerlei Anſpielung enthaltenden Kleinigkeiten und Näſchereien behangen und mit brennenden Lichtern beſteckt in Grillparzer's Stube gebracht. Nicht ohne ängſtliche Spannung ſah ich der Nachricht entgegen, welche Aufnahme mein Scherz gefunden habe, als ich am andern Morgen durch den beifolgenden Brief höchlich erfreut wurde.

„Hochverehrte gnädige Frau.

„Ich ſaß trübſinnig und einſam in meinem Lehnſtuhl. Es hatten mir zwar meine Hausfräulein einen kleinen Weihnachtsbaum bereits geſpendet — welcher freilich durch die Liebe und Anhänglichkeit unſchätzbar wurde — aber das war vorbei und ich ſaß wieder da, mir die trüben Gedanken durch Gedankenloſigkeit vertreibend. Da wird ein Rieſenbaum gebracht, behangen mit allen Gütern der Welt. Und von wem? Sollte es die Auſtria ſein, deren Bild wir täglich auf den Banknoten und Bankozetteln verehren? Oder der Miniſter, der eingeſehen, daß man von Titeln und Orden nicht fett wird? Ich erblicke einen Brief, erbreche ihn, Sie ſind's.

„Nicht als ob ich nicht so unzählige Beweise Ihrer Theilnahme empfangen hätte, aber daß an dem Tage, der den häuslichen Freuden gewidmet ist, Sie sich meiner erinnert hatten, das überraschte mich. Haben Sie allein von allen Oesterreichern ein so langes Gedächtniß, daß Sie sich der Zeit erinnern, wo ich noch etwas werth war, oder ist es ein so unbezähmbarer Hang zum Wohlthun und Beglücken, daß Sie geben und geben ohne zu fragen wem?

„So der Baum, nun erst die Früchte; Zuckerwerk, Aepfel, mir keine unbekannten, Theebrod *), wie es Goethe zu essen pflegte, der mitunter etwas Schlechtes schrieb, aber nie etwas Schlechtes aß. Die Photographie der Wolter, mir höchst werthvoll, da ich sie nie mit Augen gesehen habe. Ein Kalender, unentbehrlich, um den Tag zu wissen, an dem man seine Pension hebebt, und mir das schätzbarste an der Astronomie, die ich sonst nicht leiden kann, da sie die artigen Sterne, ja Sonne und Mond zu so unermeßlichen Massen anschwellt, daß mir Hören und Sehen verging.

„Nun noch gar ein Fasan, der, nachdem er aus seinem poetischen Waldleben durch Pulver und Blei in den prosaischen Tod versetzt worden ist, durch Kochen und Braten wieder in idealischen Zustand versetzt werden kann. Kein verächtliches Bild für unser Schicksal nach dem Tode.

„Was soll ich Alles nennen. Wem soll ich Allen danken. Ihnen, Ihren vortrefflichen Töchtern, Ihrem Gemal, der den Kalender gemacht hat und nun um

*) Frankfurter Brende.

meinetwillen einen Faſan weniger zu eſſen bekommt? Allen! und Gott vergelt's."

Dieſe Zeilen erfüllten mich mit Freude. Was der Dichter darin über Aſtronomie ſagte, war mir nicht neu, denn er hatte vor mehr als einem Vierteljahrhundert die Sternwarte beſucht und die Unermeßlichkeit der Räume ſo wie der Gedanke, daß die Sonne ein lichtloſer Körper ſei, hatte ihn ſo angefröſtelt, ſolch ein alle Poeſie ſtörendes, unheimliches Gefühl in ihm hervorgerufen, daß er Littrow's freundliche Einladung wiederzukehren, den Grund ſeines Mißbehagens angebend, dankend ablehnte und niemals mehr kam.

Nach einigen Tagen ging ich zu Grillparzer, um ihn zu Neujahr zu begrüßen. Ich ſagte, ich käme ſo ſpät, um der Jugend die Vorhand zu laſſen, er kenne ja den Jägerglauben, der ſich auf ältere Frauen beziehe u ſ. w. Er erwiederte ſcherzend, daß er kein Jäger ſei, in dieſer Hinſicht keinen Glauben habe, und dankte für meine kleine Aufmerkſamkeit.

— „Das Frankfurter Backwerk", ſagte er ſcherzend, „wo ich mich zum erſten Mal in meinem Leben mit Goethe an demſelben Gegenſtande meſſen konnte — freilich nur im Beißen — hat mir auf's Neue gezeigt, wie dieſer doch ein ganz anderer Kerl bis in ſein hohes Alter war als ich. Jedenfalls hatte er beſſere Zähne."

„Dieſe beſſeren Zähne erklären aber Vieles", bemerkte ich.

— „Das mag ſein, aber jedenfalls hängt damit der ganze Menſch zuſammen und wenn er auch in ſpäter Zeit nicht mehr der Dichter war, als den wir ihn ver-

ehren, so ist er doch bis in seine späteste Zeit eine imponirende Erscheinung geblieben, deren Eindruck man sich nicht erwehren konnte, so daß ich ganz weg war und mich recht kindisch bei ihm benahm, da ich ihn sah und besuchte."

Ich äußerte meine Befriedigung darüber, daß auch Grillparzer derartige Empfindungen kennen gelernt, und das Gespräch bewegte sich um die Nebenumstände dieser Begegnung, welche in letzter Zeit in den Zeitungen wiederholt mitgetheilt worden war. Ich frug, ob es wahr sei, was Feuchtersleben mir einmal erzählte, daß er (Grillparzer) kurz nach seiner Rückkehr von Weimar geäußert habe: Goethe hat mich aufgenommen wie ein Vater, der zugleich ein alter König gewesen wäre.

Grillparzer bejahte dies und gedachte eines Aufsatzes von Emil Kuh, welchem er den ganzen Vorgang erzählt und der ihn natürlich auch gleich habe drucken lassen. Ich erwähnte des köstlichen Mißverständnisses in dieser Schilderung, in welcher berichtet wird, wie Goethe jeden Fremden, der ihn interessirt, habe zeichnen lassen und wie diese Zeichnung so lange unter Glas und Rahmen aufgehängt blieb, bis eine neue Erscheinung sie verdrängte.

— „Das ist wahr und richtig", versetzte Grillparzer.

„Ja", sagte ich, „nur daß Kuh die Sache falsch verstanden und das Zeichnen lassen nicht passiv sondern activ nahm. Er hat geglaubt, Goethe habe seine Gäste genöthigt selbst zu zeichnen, ja er legt Ihnen Worte in den Mund, welche über dies Mißverständniß

keinen Zweifel laſſen, wie z. B. während ich zeichnete, ſaß jemand in meiner Nähe und noch Anderes. Ich konnte es anfänglich gar nicht glauben und las den Aufſatz in dem Jahresbericht der Handelsakademie nach, wo er urſprünglich erſchienen war."

— Grillparzer lachte ſehr. „Welch ein Einfall, Goethe zum Schulmeiſter und Pedanten zu machen, der ſeine Gäſte eine Zeichenprobe ablegen läßt, eh' er ihnen etwas zu eſſen giebt. Und ich wäre gerade der Rechte geweſen für eine ſolche Kunſtleiſtung; ich habe auch nicht die geringſte Anlage dazu! Es iſt ganz unglaublich, wie ſo etwas jemandem einfallen kann. Uebrigens ſind mir ſolche nachweisbare Ungereimtheiten ganz lieb; das iſt einmal ein rechtes Beiſpiel, wie man mißverſtanden wird. — Freilich ein Beiſpiel, wie ſie alle ſind, nur für die vorhanden, die deren nicht bedürfen; denn ich bin überzeugt, daß dies außer Ihnen niemandem auffallend war, obſchon das ein Unſinn iſt, von dem man denken ſollte, er müßte gleich dem Erſten, der den Aufſatz in einer Zeitung nachdruckt, oder dem erſten Recenſenten, der ihn lieſt, und jemals von Goethe hat ſprechen hören oder der doch weiß, daß man wol jeden Menſchen zum Eſſen, aber nicht zum Zeichnen einladen kann, in die Augen geſprungen ſein. Wenn ich nicht ſolch ein alter Schwachkopf wäre, ſo könnte ich mich dieſer Stelle als eines Exempels bedienen, um zu beweiſen, wie ſehr man mißverſtanden wird und wie auch geſcheite Leute in ihrer Schreibeluſt nicht merken, daß ſie Unmögliches berichten und an dem Möglichen und Vernünftigen vorbei ſchießen."

„Oder Zufälliges als charakteriſtiſch anſehen", ſetzte ich ergänzend fort. „So iſt mir z. B. die Geſchichte von den faulen Aepfeln Schiller's immer zweifelhaft geweſen. Mich dünkt, Frau Lotte hat in Abweſenheit des Gemals beim Aufräumen die Aepfel, die vor's Fenſter kommen ſollten, in ſeine Schublade gelegt und ſie vergeſſen. Als nun Goethe ſich an den Schreibtiſch ſetzte, ſie wegen des Fäulnißgeruches interpellirte, hat ſie in der Verlegenheit und nicht ahnend, daß ſie unſterbliche Worte ſpreche, die in die ferne Nachwelt gehen ſollten, eine ungeſchickte Ausrede vorgebracht."

— „Meinen Sie?" ſagte Grillparzer frappirt. „Möglich wär' es wol, aber ich möchte dieſer Frau keine Unwahrheit beimeſſen — ſchon gar nicht eine ſolche, die, bei aller Ungeſchicklichkeit, doch auf eine gewiſſe Fertigkeit, auf ein Beiderhandhaben von Lüge hinweiſen würde. Dafür ſind keine Anhaltspunkte vorhanden; eher möchte ich an irgend ein Mißverſtändniß glauben, aber auch da ſcheint es mir viel wahrſcheinlicher, daß der kränklich und abſtrus organiſirte Schiller den Geruch fauler Aepfel geliebt, als daß der weltmänniſche Goethe ſeine Gäſte mit einer Zeichenaufgabe beläſtigt habe."

„Denkbar oder nicht denkbar, möglich oder unmöglich", ſagte ich, „mir iſt dieſe flagrante Unrichtigkeit in der Erzählung Ihrer Begegnung mit Goethe ſehr erwünſcht, denn ſie ſchwächt die ganze Schilderung dieſes Vorganges ab; eine Schilderung, die mir immer unangenehm war, weil ſie durch die, wie ich glaube, allzu weitgehende Darſtellung Ihrer weichen und elegiſchen

Stimmung Goethe gegenüber, Ihnen ein wenig zu nahe tritt."

— „Ich habe von dem Allen nichts bemerkt, oder vielleicht habe ich es gar nicht geleſen. Wenn Kuh aber von meiner Rührung etwas ſagte — das iſt wahr und ich ſchäme mich deſſen nicht. Ich war ſo enthuſiaſtiſch geſtimmt, daß, als wir zu Tiſch gingen und Goethe mir wohlwollend und mit einem wirklich herzerfreuenden Ausdruck ſeines Geſichtes die Hand reichte und ich gedachte, welch ein Mann das ſei, mir vor Rührung die Thränen in die Augen traten. Das konnte er nicht leiden und er hatte recht."

„Er hatte recht", erwiederte ich, „aber Sie hatten Jugend. Heute würden Sie bei einer ſolchen Begegnung eben ſo wenig eine Thräne vergießen, als Goethe damals."

— „Freilich heute würde ich nur weinen, wenn man mir meine Penſion nicht bezahlte; damals aber war ich ſo erregt, daß meine Rührung erklärlich ſcheint. — Falſch, aber ganz falſch iſt es, daß ich Goethe's Macht fürchtete; ich fand es nur unſchicklich, ſolch einem Manne zu widerſprechen, meine Meinung der ſeinen entgegenzuſetzen. Er ſprach nur von der Ruhe und Ausgleichung, welche die Poeſie bringen müſſe; er wollte nur Taſſo und „Natürliche Tochter"-Dramen. Er als Greis mochte recht haben, aber ich als junger Mann mit fünfundzwanzig Jahren hatte auch recht und Schiller, welcher in dieſer Beziehung im Gegenſatz zu ihm ſtand, hatte auch recht. Die Dichtung iſt nicht ausſchließend für die Jugend, ſie iſt aber eben ſo wenig nur für das

Alter. Er wollte, daß ich ſchreiben ſollte. „Wenn Sie uns ſchreiben, wird es uns freuen.“ Was ſollte ich ſchreiben? Es war nicht meine Art, über meine Arbeiten gleichſam Abhandlungen zu liefern und hätte ich's gethan, ſo hätte ich vielleicht eine Antwort und Rathſchläge bekommen, auf die ich nicht eingehen konnte. Ich war mir dieſer Dinge übrigens nicht klar bewußt; aber ich ſchrieb nicht, ſondern ich wollte ihm mein nächſtes Werk widmen. Das war „Ein treuer Diener“ und paßte nicht; darüber verging die Zeit und es fügte ſich nicht mehr. Meine „Ahnfrau“ war ihm ein Gräuel. Mir thut es doch nicht leid, daß ich ſie ſchrieb — wol aber, daß ich ſie verdarb durch eine Umarbeitung, zu welcher ich mich durch Schreivogel beſtimmen ließ und durch welche die Conſequenz des Stückes brach und es verdorben wurde. Ich habe es Laube ausführlich erzählt — und er hat es auch gleich drucken laſſen — der Teufelskerl. — So ſind ſie Alle — gleich drucken — nur gleich drucken!“

„Was Laube über Sie und von Ihnen drucken läßt, über Das werden Sie wol nie zu klagen haben —“, bemerkte ich.

— „Ja, das iſt wahr — er iſt gegen mich außerordentlich gut — er handelt als wahrer Freund an mir und ich verdanke ihm viel — ſehr viel — ohne ihn war ich vergeſſen —“

„Vergeſſen?“ rief ich dazwiſchen.

— „Wenigſtens ſo lange ich lebte. — Später vielleicht — aber wer kann das wiſſen? — Zufälligkeiten, Privatanſichten, Antipathien eines Einzelnen geben da oft den

Ausschlag. Auch im persönlichen Verkehr ist er immer freundschaftlich gegen mich gewesen und mir mit einer Aufrichtigkeit entgegengekommen, an die man mich nicht verwöhnt hat."

„Weil Sie auch gar nicht zu verwöhnen sind", erwiederte ich.

— „Das mag wahr sein."

„Wie steht es aber mit einer andern Wahrheit", frug ich, indem ich mich zum Aufbruch wandte, „mit der Wahrheit Ihres Geburtsjahres. Die Einen behaupten dasselbe sei 1790, während ich doch gewiß zu sein glaube, daß es 1791 und daß Sie am letzten Geburtstage erst das fünfundsiebzigste, nicht das sechsundsiebzigste Jahr erreicht haben."

— „Wie", sagte Grillparzer mit scherzhafter Entrüstung, „die Leute halten mich für so alt? — sagen Sie's ihnen nur, sagen Sie's, daß ich viel jünger, daß ich erst fünfundsiebzig Jahre alt bin! — sechsundsiebzig Jahre! gar keine Rede!"

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
16 JAN 1956
OF OXFORD

Winter 1866.

„Ahnfrau". „Sappho". Geburtstag. Fräulein Wolter. „Medea".

Ich fand Grillparzer Lope de Vega lesend und ganz begeistert von dem Gedankenreichthum dieses Dichters, welcher, wie er mir erzählte, siebenhundert Stücke geschrieben, kaum eines vorher ganz durchgedacht hatte, bei den meisten selbst nicht wußte, wie er es wenden und enden würde, und doch in den ungeordnetsten und vergriffensten Momenten eine Wahrheit der Auffassung und einen Reichthum der Darstellung an den Tag lege, hinter welcher jeder andere Dichter zurückstünde.

„Auch Shakespeare?" erlaubte ich mir zu fragen.

— „An Reichthum und Fülle der Gedanken und wahrhaft großen, dramatischen Momenten übertrifft er auch Shakespeare, mit welchem er sich übrigens nicht vergleichen läßt, obschon mir aus Beider Werken die Gleichzeitigkeit fühlbar ist, ja ich denke, sie mögen wol von einander gewußt haben. Die spanische Sprache war damals eine Weltsprache."

„Und eine Verbindung beider Länder durch ihre Monarchen angebahnt", nahm ich sein Wort auf, „was in einer Zeit, da man am Hofe sich mit Literatur be-

beschäftigte, von größerer Bedeutung war, als in der Gegenwart, wo literarische Erscheinungen nicht zu den Tagesgesprächen höfischer Kreise gehören."

— „Man darf aber auch nicht übersehen, daß das Uebermaß der Production wesentlich beiträgt, abzustumpfen. Man muß sich wehren gegen die Masse und so geschieht es, daß das Gute oft nicht beachtet wird, weil man das Beste verlangt. Ein Dichter wie Lope de Vega, welcher bei seinen massenhaften Productionen natürlicherweise manches Schwache, Nichtmotivirte zu Tage brachte, würde bei der heutigen Art und Weise nicht mehr zur Geltung gelangen."

Ich sagte, daß ich im Stillen die Ueberzeugung hege, daß weder Schiller noch Goethe — und Shakespeare noch weniger — wenn sie heute unter uns auftauchten, anerkannt würden.

— „Nachdem sie nämlich schon da waren — aber im Grunde haben Sie Recht."

„Wenn in dieser blasirten Zeit einer dieser größten Dichter unter uns auf's Neue hervorträte", sagte ich eifrig, „er würde nimmermehr Anerkennung finden. Keinem jugendlichen Poeten würden seine „Räuber" mehr verziehen, ja solch' ein Jugendwerk diente dem tadelsüchtigen Publicum immer wieder als willkommener Vorwand, alles Weitere unbeachtet zu lassen."

— „Da bin ich ja selbst das beste Beispiel dafür", erwiederte Grillparzer lebhaft, „denn es ist mir ja mit der „Ahnfrau" so gegangen; es war die erste Jugendarbeit, die dem Publicum zwar gefiel, doch aber die Mängel eines solchen ersten Anlaufes eben so an sich

trägt, wie das Gepräge einer Epoche, in welcher die sogenannte Schicksalstragödie noch an der Tagesordnung war. Wenn auch dieser Hintergrund nicht ganz von mir ausging, so lag doch jene Richtung im Gange der Zeit. Ein ungeheurer Umschwung aller Verhältnisse durch die französische Revolution und was darauf folgte, hatte das Unmögliche möglich gemacht. Eine Art Glaube an Fatalismus, an Vorherbestimmung, welcher ja auch den ersten Napoleon beseelte, waltete in Leben und Dichtung, sich an die Poesie, an den Glauben der Alten, an das Fatum anlehnend. Hat doch auch Schiller, wol früher, aber doch unter dem gleichen Eindruck, seine „Braut von Messina" gedichtet, welche man immerhin gleichfalls unter die Schicksalstragödien rechnen könnte. In dieser Stimmung, ich möchte sagen Zeitströmung, entstand „die Ahnfrau" — zwar in anderer Art, als das Publicum sie kennen lernte — doch brachte sie mir in der Form, wie sie nun einmal war und vor das Publicum trat, den Ruf eines Schicksalstragödienschreibers. Ja, Wolfgang Menzel setzte mich in seiner Geschichte der deutschen Literatur in die gleiche Kategorie mit Houwald, Müllner, Werner — Leute von unleugbaren Talenten, mit denen ich aber gar keine geistige Verwandtschaft hatte."

Ich bemerkte, daß Menzel gegen Goethe noch viel absprechender, sogar als die Moral des Mannes und Poeten verwerfend aufgetreten sei, daß er bei Gelegenheit der „Ahnfrau" ausdrücklich — freilich ohne der anderen Stücke weiter Erwähnung zu thun — sage, daß der Dichter dieses Stückes die angenommene

Manier ſpäter wieder verlaſſen und ſich der Tendenz Schiller's zugewendet habe.

— „Ja, aber während man meine „Ahnfrau" anerkannte, ſie überall aufführte, verwarf man mich mit meinen ſpäteren beſſeren Dichtungen."

„Um wieder klüger zu werden und danach zurückzugreifen", erwiederte ich; „denn Sie ſind nicht aus der Zeit der vernichtenden Kritik, die eine ſpätere war als die von welcher ich vorhin ſprach. Im Gegentheil, Sie treten noch mit dem Nimbus der Autorität, die den anerkannten Dichter umgiebt, vor das hyperkritiſche, nein, ſagen wir es nur rund heraus: vor das ſchmähſüchtige Publicum von heute."

— „Glauben Sie das nicht, das ändert ſich nicht ſo raſch, und wenn man jetzt zurückgreift nach meinen Werken, ſo geſchieht es nur, weil man ſich überzeugt hat, daß nichts Beſſeres nachkam; insbeſondere weil Laube, weil das Publicum etwas Neues will, und es iſt ſchon ſo lange her, daß ſie mich vergeſſen haben, daß ich ihnen etwas Neues geworden bin."

Dagegen erhob ich Proteſt und führte an, wie ich ſeit meiner Kindheit Zeugin des Bedauerns geweſen ſei, mit welchem Grillparzer's Stücke auf dem Burgtheater vermißt wurden. „Hätten Sie", ſetzte ich hinzu, „neulich Ihre „Sappho" wieder mit angeſehen, Sie würden anders von ſich denken lernen."

— „Kein Menſch und ſchon gar kein Dichter lernt von Anderen über ſich ſelbſt denken. Den Dichter trägt entweder ſein berechtigtes Selbſtgefühl oder, wenn dieſes ihn täuſcht, ſeine Eitelkeit."

„Und ſie machen ihn zum Mann oder zum Narren“, ſagte ich dazwiſchen.

— „Boshaft und wahr“, verſetzte Grillparzer. „Wer aber von der Rechtmäßigkeit des Dranges, der ihn zur Geſtaltung treibt, nicht innerlich überzeugt iſt, dichtet nicht, überwindet nicht die Anſtrengung, die Arbeit, die das Dichten koſtet. Die Verſemacher, die nur um äußerlich zu glänzen ſolche Dinge verſuchen, kann man nicht Dichter nennen. Aber um wieder auf die Sappho zu kommen: ich habe dieſes Stück, das, wie es ſcheint, erſt jetzt und durch Fräulein Wolter zu ſeinen rechten Ehren kommt, in ſechs Wochen niedergeſchrieben, an deren erſtem Tage ich ſelbſt noch keine Ahnung davon hatte. Sie ſoll wirklich ausgezeichnet darin ſein und die früheren Darſtellerinnen in manchen Beziehungen überragen, obſchon die Schröder dieſe Rolle unübertrefflich und mit großartigem Schwung gab und eine Kraft der Rede, des Organs und Ausdrucks hatte, mit einem Wort eine Meiſterin der Declamation war, wie ſie ſich wol kaum wieder findet. Allein es war dem Geiſte des Stücks entgegen, daß ältere oder reizloſe Frauen dieſe Rolle ſpielten, weil Entſagung in der Liebe von Seiten der Frau in reiferen Jahren allzu ſehr in der Ordnung der Natur liegt, als daß dadurch das Hauptintereſſe nicht von der Heldin abgleiten und auf die jüngere Melitta übergehen mußte, ſo daß dieſe und Phaon dadurch das Liebespaar wurden, welches das Intereſſe des Publicums in Anſpruch nahm, und nicht Sappho.“

Das Geſpräch kam ſodann auf das Alter dieſer

Heldin und ich meinte, daß Sappho, wie sie in der Tragödie erscheint, griechische Frühreife angenommen, etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahre alt sein mochte.

— „So hatte ich mir sie gedacht und das mag ungefähr mit dem Alter des Fräulein Wolter stimmen und dazu beitragen, ihrer Darstellung den vollen Reiz der Wahrheit zu leihen, der, wie ich höre, dafür der Melitta fehlen soll. Und gerade für diese Rolle, für welche jetzt nicht nur hier, sondern überall die rechten Schauspielerinnen mangeln — denn die jungen naiven Mädchen sind ausgestorben — gab es damals vortreffliche Darstellungskräfte. Da war zum Beispiel die kleine Korn, die Frau des Schauspielers — welche Sie wol nicht mehr gekannt haben werden — die als Melitta wirklich reizend spielte. Eben dies reizvolle Spiel trug aber dazu bei, Sappho, die reifere Frau, die gefeierte Heldin und Dichterin, welche nun an ihren allmächtigen Triumphwagen auch noch Liebe und Jugend fesseln wollte, in Schatten zu stellen und auf diese Weise den richtigen und beabsichtigten Eindruck des Drama zu fälschen. Indessen da es dem Publicum auch in dieser Form gefallen hat, habe ich kein Recht, die Besetzung durch jene Frauen als Fehlgriffe zu tadeln."

Ich erwiederte, es müßte doch ein Mißgriff gewesen sein, da ich mich nur zu wol erinnerte, wie ich oft der Sappho als einer Art antiken Blaustrumpfs Erwähnung machen gehört hatte, und wie das Publicum ihren Untergang mit einer gewissen Schadenfreude begleitet

habe — eine Empfindung, die bei der Darstellung von Fräulein Wolter niemandem kommen könne.

— „Und dieselbe Ursache, die es macht, daß eine Schauspielerin wie Fräulein Wolter die Sappho so zu geben vermag, ist auch Ursache, warum es keine Melitta mehr giebt. Eine Erscheinung erklärt die andere, und so werde ich aus der Vergessenheit hervorgezogen durch allerlei Umstände, die eben auch mit dem Auftreten einer solchen Künstlerin im Zusammenhang stehen."

Da die Gespräche über Frl. Wolter sich oft wiederholend immer wieder die Aeußerung des Bedauerns, sie nie gesehen zu haben, sie nicht zu kennen, hervorriefen, glaubte ich, daß eine Begegnung mit ihr, das heißt ein Besuch von Seiten der Künstlerin Grillparzer erfreuen würde, und nahm mir vor, gelegentlich einen solchen zu vermitteln.

Das war bei den festgesetzten Besuchsstunden zwischen elf und ein Uhr von der einen Seite, den neuen Rollen, Theaterproben, Reisen von der andern Seite keine leichte Sache. Ich sah ein, daß, wenn es wirklich dazu kommen sollte, eine bestimmte Zeit dafür festgesetzt werden müsse und meinte, daß sein nächster Geburtstag dazu den besten Anlaß gebe.

Als ich wieder einmal (December 1866) Fräulein Wolter des Abends im Laube'schen Hause traf, benutzte ich die Gelegenheit, zog sie scherzend in eine Fensternische und frug, ob sie Grillparzer persönlich kenne?

Sie erwiederte, daß sie diese Bekanntschaft lange sehnlich wünsche, daß Lewinsky ihr versprochen habe,

ſie dahin zu begleiten, daß es immer nicht dazu gekommen und daß ſie ſich ſcheue allein hinzugehen, da ſie von der Verdrießlichkeit des alten Herrn gehört habe und nicht wiſſe, ob ihr Beſuch ihm angenehm ſein würde.

Ich wies vor allen Dingen die Anklage der Verdrießlichkeit zurück und betonte wie jedes Zeichen wahren Wohlwollens dankbar von ihm aufgenommen werde, wie bloße Neugierde, die ſich an ihn dränge, ihn nicht erfreuen könne, daß jedoch ein Beſuch, wie der hier beabſichtigte, ihm große Freude bereiten würde, und was das Nichtdazukommen beträfe, ſo würde ich ihr ſagen laſſen, wann ich unſern Staatsſtreich in Scene ſetzen wollte.

Sie lachte liebenswürdig und als ich beim nächſten Beſuch wieder auf die Künſtlerin zu ſprechen kam, erwiederte Grillparzer:

— „Ich weiß von Ihnen und von Anderen, namentlich durch die Fräulein Fröhlich, von Fräulein Wolter. Solch' eine Schauſpielerin, welche Anmuth und Talent vereint, hätte mich, wenn ſie mir in meiner Jugend begegnet wäre, ſchon durch den Wunſch, wie würde ſie Das oder Jenes ſpielen, wie würde ſich Das ausnehmen, zu Vielem begeiſtert und angeregt — Sie verſtehen mich — zu Dichtungen beſtimmt, welche durch den Hauch der Perſönlichkeit wachgerufen werden und welche, weil mir in den Jahren, da ich productiv war, eine ſolche fehlte, unterblieben. Es iſt vielleicht ſo beſſer."

„Gewiß nicht", ſagte ich, „aber möchten Sie ſie denn nicht einmal ſehen?"

— „Und wie gern, aber wie ſollte es geſchehen? Ich komme nicht in's Theater.“

„Wenn das Theater zu Ihnen käme?“

Einen Augenblick beſann er ſich.

— „O ja“, rief er, ſetzte aber ſcherzend und gar nicht, als ob es ſich um eine wirkliche Frage handle, hinzu, „ſchreien müßte ſie halt!“

Ton und Lächeln zeigten mir, wie angenehm dem Greiſe die Wirklichkeit eines ſolchen Beſuches ſein würde, und ſo ſchrieb ich einige Zeit darauf an die Künſtlerin, erinnerte ſie an ihren Vorſatz und meine Abſicht und frug, ob ich ſie am Geburtstag des Dichters zu ihm begleiten dürfe. Freundlich ging ſie darauf ein und nachdem ich am Morgen des Feſtes Blumen und Früchte und meine Kinder als Gratulanten zu ihm geſendet, fuhr ich mit meiner ſchönen Begleiterin zu dem wolbekannten Hauſe. Unter allerlei Geſprächen und intereſſanten Betrachtungen über hohe Treppen und den Nutzen, dieſelben langſam zu erſteigen, ging es haſtig hinauf. Oben angelangt, ließ die Dienerin uns, mit einem freudig überraſchten Blick auf meine Begleiterin, in das erſte Zimmer treten, an deſſen Fenſter wir unter Sträußen, Kränzen, Lorbeerzweigen die von uns geſpendeten Blumen erkannten, und hier bat ich die Künſtlerin einen Augenblick zu verweilen, um den alten Herrn auf die ihm bevorſtehende, vielleicht allzu lebhafte Ueberraſchung vorzubereiten.

Und das war gut! Denn es war ſpät geworden, er hatte offenbar nicht mehr gedacht, daß noch Gratulanten kommen könnten, und als ich die Thür öffnete, ſtand der

große Schrank offen, Weſte, Halstuch lagen auf dem Clavier ausgebreitet und er ſelbſt fuhr erſchrocken in den Aermel des Rockes zurück, aus welchem er eben zu ſchlüpfen im Begriff geſtanden zu haben ſchien, als ich anklopfte.

Ich aber trat heiter herein und brachte meinen herzlichſten Glückwunſch mit einer ſcherzhaften Anſpielung, daß meine Wünſche, wie er ſähe, in Erfüllung gingen.

— „Sie haben Recht gehabt", ſagte er, mir mit dem Finger drohend, „aber das ſoll das letzte Mal ſein."

„Dann muß ich ſterben!" rief ich lachend, „denn ce que femme veut Dieu le veut und eine Frau hat erſt mit dem letzten Athemzuge das letzte Mal recht."

Es bezog ſich dies auf einen Scherz an ſeinem vorigen Geburtstag, da er denſelben als ſeinen letzten bezeichnet hatte, während ich ihm noch eine Anzahl ſolcher Tage prophezeite und mich ihm namentlich zum achtzigſten Wiegenfeſt als Gratulantin anmeldete. „Aber", fuhr ich fort, „weil ich Recht habe, habe ich mir auch ein Recht genommen und Jemanden mitgebracht, der ſich ſehr freut, Ihnen heute ſelbſt Glück wünſchen zu können."

— „Wer denn, wer denn?" rief Grillparzer beſtürzt, einen Blick auf den offenen Schrank, die ausgebreitete Weſte und Cravate werfend.

„Fräulein Wolter."

— „O!"

Mit dieſem Ausruf wollte der alte Herr ſo ſchnell er konnte Alles wegräumen. Aber ich, flink vor ihm her, packte, was auf dem Clavier lag, zuſammen, warf es

als wäre ich hier ganz heimisch, rasch in den Schrank, schloß diesen und öffnete, aus seinen Mienen Beifall für mein kräftiges Einschreiten lesend, die Thür nach dem ersten Zimmer, in welcher Fräulein Wolter erschien.

Sie trug ein langes, schwarzseidenes Schleppkleid, einen schwarzen Sammetüberwurf und ein kleines, schwarzes Hütchen mit rothem Korallendiadem lag über ihrer Stirn. Die Erwartung hatte ihr einen Ausdruck geliehen, den sie sich nicht gab, nicht geben konnte. Ihre dunklen Augen glänzten und sie war in diesem Augenblick ein Frauenzimmer in seiner ganzen Natur, denn eine kleine Befangenheit nahm ihr alles Heroische und prägte ihrem Wesen etwas einfach Schlichtes auf, während doch der ganze Anstand der Weltdame sie umgab und ihre Erscheinung vollendete. Diese verfehlte auch nicht, die rechte Wirkung hervorzubringen und bald war der Ausdruck befremdender Ueberraschung aus den Zügen des Greises verschwunden, welchem alles Ungewohnte und Unvorbereitete beschwerlich fiel, der aber sofort den Besuch der gefeierten Künstlerin als freudiges Ereigniß zu empfinden schien. Und da sie freundlich und mit Herzlichkeit die ihr dargereichte Hand ergriff und seinem Lehnstuhl gegenüber auf einem tiefern Sessel Platz nahm, fand sogleich die Freude des von beiden Seiten lang erwünschten Begegnens den geeigneten Ausdruck. Ich wollte mich aber, wie ich es verabredet, entfernen, weil es für Menschen, die sich zum ersten Mal sehen und die ein mächtiges Interesse für einander zusammenführt, immer peinlich wird, wenn

jemand anweſend iſt der die Verhältniſſe des Einen oder des Andern und alles, was darüber geſagt und mitgetheilt werden kann, ohnedies weiß und kennt. Allein Fräulein Wolter bat mich zu bleiben und ſo blieb ich gern. Es that mir nur leid, daß ich allein war und daß kein photographiſcher Apparat das Bild fixirte, das ich vor Augen hatte. Der greiſe Dichter, deſſen reiches, ſchneeweißes Haar, von rückwärts beleuchtet, eine Art Silberkrone über ſeinem Haupte bildete, vorgebeugt um beſſer hören zu können, nahm ſich aus wie ein alter Märchenkönig und wie er ſich väterlich-freudig neigte über die glänzende, lebensvolle Erſcheinung des auf dem niedrigen Seſſel ihm gleichſam zu Füßen ſitzenden Feenkindes mit dem Korallen-Diadem, ſchien er alles was an Lebenskraft in ihm wohnte wachzurufen, um dieſem Moment ganz gewachſen zu ſein. Die junge Dame aber heftete ihr leuchtendes Auge auf ſein ehrwürdiges Antlitz und hielt ſeine Hand in der ihrigen, als wollte auch ſie, was dieſe Stunde ihr bieten konnte, unwiderſtehlich an ſich ziehen.

Nachdem den gegenſeitigen Empfindungen Rechnung getragen worden war, kam das Geſpräch natürlicherweiſe auf Das, was ihnen Beiden am nächſten lag, auf Beſprechung künſtleriſcher Darſtellung, theatraliſcher Erfolge, Durchführung tragiſcher Rollen, und Grillparzer äußerte ſein Bedauern, die Darſtellerin ſeiner Sappho nicht geſehen zu haben, die ihm vorgeſchwebt, die er geträumt, die jugendlich ſchön und zur Liebe berechtigt, durch den freiwilligen Tod zur Heldin wird. Schauſpielerinnen, die ohne Schönheit und in ſpäteren

Jahren dieſe Rollen ſpielten, könnten immer nur das Lebensmüde, dem Daſein Entſagende zur Anſchauung bringen, und wenn eine Frau wie die große Schröder einen jungen Mann liebe, ſo liege es in der Natur des Menſchen, wenigſtens des Mannes, ihr tragiſches Ende ganz in der Ordnung zu finden und in ihrem Entſagungstod kein großes Heldenthum, kein Opfer, ſondern Lebensüberdruß zu erblicken.

Von den an gewiſſe Altersſtufen gebundenen Rollen kam man auch auf die kürzlich erſt durch Fräulein Wolter zur Darſtellung gelangte Lady Macbeth, die ohne beſtimmten Grund bisher faſt immer von älteren Frauen gegeben wurde. Die anweſende Künſtlerin hatte in dieſer Rolle einen entſchiedenen Erfolg gehabt, was einige Berichterſtatter jedoch nicht hinderte, das Gelingen ihrer Leiſtung in Abrede zu ſtellen, ja ſelbſt in verletzenden Aeußerungen ſich zu ergehen. Ein dunkles Gerücht, daß die Darſtellerin verheirathet ſei, war in den Recenſionen ganz ungebührlicher Weiſe zur Sprache gekommen, und indem ſie ſich humoriſtiſch darüber äußerte, betonte ſie, daß eine ſolche Annahme ihr beim Publicum ſchade, was ich hinwieder ſcherzend beſtritt.

„Es iſt aber doch ſo“, antwortete ſie lebhaft, „auf der Bühne ſchadet das. Eine verheirathete Frau — das nimmt der Künſtlerin im Publicum einen gewiſſen Nimbus — ſie iſt eine Frau! Damit tritt ſie aus dem Kreiſe der Mädchen, gewiſſermaßen aus dem Kreiſe der Jugend.“

— „Sie hat recht“, ſagte beſchwichtigend und zu mir gewandt der alte Herr. „Eine jugendliche Heldin,

die man ſich als Hausfrau denken ſoll — oder gar als Mutter! Ich weiß, es iſt unrecht und es mag auch falſch ſein — aber es paßt Einem nicht zuſammen. Denken Sie nur an Die, bei denen die Wirkung der äußern Erſcheinung noch viel wichtiger, ja wo ſie allein beſtimmend iſt — an Tänzerinnen. Eine Taglioni, eine Elsler, wenn ſie auch doppelt und dreifach in den Jahren ſtanden, wo ſie Gattinnen und Mütter ſein konnten, und wenn ſie erſteres auch waren und vielleicht letzteres auch — es geht nicht — und ich weiß keine, die ſich als Frau auf den Zettel ſetzen ließ, außer ſie war die Gattin eines Balletmeiſters oder großen Künſtlers im gleichen Fach, wie die Veſtris, die Duport, die Perrot-Griſi."

„Das mag ſein", antwortete ich, „aber bei dramatiſchen Künſtlerinnen, bei denen auch die ſpäteren Jahre eine volle Bedeutung gewinnen, iſt es gewiß anders. Die berühmte Schröder hätte, als Fräulein auf dem Zettel ſtehend, dadurch eben ſo wenig einen größern Eindruck hervorgebracht als andere Künſtlerinnen deshalb, weil ſie verheirathet ſind, einen geringern machen."

— „Die Schröder, das iſt etwas ganz Anderes", unterbrach mich Grillparzer. „Dieſe Frau von abſchreckender Häßlichkeit konnte nie eine gewiſſe Theilnahme erwecken welche mit Jugend, Anmuth und perſönlicher Annehmlichkeit im Zuſammenhange war. Wir alle lernten ſie erſt in reiferen Jahren kennen — oder ſie ſchien uns vielleicht immer dieſem Rollenfach und Alter anzugehören, da von dem Reiz der Jugend und dem Zauber der Anmuth keine Rede ſein konnte."

Grillparzer gedachte ihrer Darstellung als Medea und da Fräulein Wolter den lebhaften Wunsch aussprach, dieselbe zu spielen, drehte sich das Gespräch von nun an fast nur mehr um diese Rolle, deren erster Theil schon seit geraumer Zeit in den Händen einer anderen gefeierten Künstlerin des Burgtheaters lag.

So war mehr als eine halbe Stunde vorbeigegangen, die Essenszeit des alten Herrn war herangekommen und sichtlich eine so große Ermattung und Abspannung eingetreten, daß er nicht mehr verstehen konnte was gesagt wurde, obwol Fräulein Wolter's Organ und Sprache vom ersten Augenblick an den angenehmsten Eindruck gemacht hatten und wol ohne Anstrengung von seiner Seite ihm verständlich gewesen zu sein schienen. Wir brachen also auf und ich eilte, begleitet von den wärmsten Danksagungen von beiden Seiten, mit meiner mir verbindliche Worte sagenden Künstlerin von dannen, nicht ahnend, daß dieser kleine Vorgang eine weitere Folge haben würde, wie dies in der That der Fall war.

Als ich nämlich einige Zeit darauf in den dem Fremdenbesuch eingeräumten Nachmittagsstunden in das Laube'sche Haus kam, sagte mir Dr. Laube, indem er den Zipfel seines Rockes über sein Knie legte, die Cigarre ansah und den glimmenden Aschenstengel aufmerksam betrachtete — Anzeichen, daß er etwas zu besprechen vorhabe:

„Sie können uns einen Gefallen thun."

„Uns?" frug ich, „wollen Sie mich für's Burgtheater engagiren?"

„Sie waren vor einigen Wochen mit Fräulein

Wolter bei Grillparzer. Es war da viel die Rede von Medea. Sie will ſie geben —"

„Habe nichts dagegen einzuwenden", erwiederte ich ſcherzend.

„Das kann ich mir denken. Aber Sie können etwas dafür thun. Beide Stücke: „Die Argonauten" und „Medea" ſollen an zwei hinter einander folgenden Abenden gegeben, natürlich von derſelben Schauſpielerin dargeſtellt werden. Nun hat Frau Gabillon die Rolle des erſten Theiles in Händen und man kann ihr dieſelbe nicht wegnehmen. Fräulein Wolter, welche aber die Medea des zweiten Stückes ſpielen ſoll, wünſcht natürlich auch die andere zu geben. Da meint ſie nun, und ich glaube, nach dem, was ſie erzählte, auch, daß Sie am beſten Grillparzer beſtimmen könnten, der Sache den Ausſchlag zu geben, indem er in einigen Zeilen an mich erklärte, die beiden Rollen in den beiden Stücken ſollten von derſelben Perſon vorgeführt werden und daß er wünſche, Fräulein Wolter möchte ſie ſpielen."

Ich glaubte ſogleich und mit Beſtimmtheit die Ueberzeugung ausſprechen zu können, der alte Herr werde ſich nicht herbeilaſſen, irgend eine derartige Erklärung zu geben, verſprach aber als Beweis meiner Bereitwilligkeit doch den Verſuch bei ihm zu wagen, ging am andern Tag hin und brachte, während mich mein Zuhörer mit ernſten Blicken maß, mein Anliegen vor. Aber noch ehe ich geendigt, fuhr Grillparzer ſchon mit einem lauten, unmuthigen „Nein, um keinen Preis"

heraus und gab ſeinen entſchiedenſten Unwillen zu erkennen.

— „Verzeihen Sie“, ſagte er heftig, „ſo gern ich bereit wäre, auf etwas einzugehen, das Sie zu wünſchen ſcheinen, kann ich mich doch in dieſe Angelegenheit nicht miſchen. Das würde eine ſchöne Geſchichte geben — wenn ich mich um ſolche Sachen annehmen wollte! Vom Theater würden ſie herkommen, alle die Leute, denen ich auf ſolche Weiſe zu nahe treten könnte, und mir Spectakel machen hier in meinen Zimmern. Mir, der vor allem ruhig leben will und dem es ganz gleichgiltig iſt, ob ſie jetzt die Medea noch einmal geben oder nicht.“

„Ihnen iſt es gleichgiltig“, verſetzte ich, „uns nicht.“

— „So geben Sie ſie und laſſen Sie mich aus dem Spiel.“

Mit dieſen Worten hatte er ſich von ſeinem Lehnſtuhl erhoben und ging vorgebeugt und mit den Händen ſeine Reden begleitend, haſtig und mit jener raſchen Heftigkeit auf und nieder, wie ſie der Aerger erregend und ſcheinbar die Glieder verjüngend erzeugt.

— „Ein Teufelskerl iſt dieſer Laube“, monologiſirte er vor ſich hin. „Es iſt ordentlich eine Freude für ihn etwas auf der Nadel zu haben, das er gegen den Widerſtand, den er findet, durchſetzt. Gerade das reine Gegentheil von mir, der nur Ruhe haben will und auch die anderen Menſchen in Frieden läßt.“

„Dafür würden Sie auch nicht ein einziges Stück in der Burg zur Aufführung bringen“, ſagte ich trocken.

— „Ja, das iſt wahr“, rief er laut und beifällig,

„da haben Sie wol vollkommen recht. Nicht zu einer einzigen Probe brächte ich's, wenn es darauf ankäme, die Leute von überall her zuſammenzuholen, zu commandiren, zu zwingen."

„Wir müſſen ja aber doppelt froh und dankbar ſein, daß es ſolche kraft- und widerſtandsfähig begabte Menſchen giebt", erwiederte ich, indem ich verſuchte, den noch immer Erregten auf ſeiner Wanderung auf und ab im Zimmer zu begleiten, „daß Männer da ſind, welche die nothwendige Energie und jenen Nerv von Stahl haben, der immer wieder auf's Neue in die Höhe ſchnellt, wenn es gilt, etwas in Bewegung zu ſetzen. Ja, es iſt wie ich glaube, eine Art Verpflichtung, ihnen Dank und Zuſtimmung an den Tag zu legen, wenn wir mit ihnen einverſtanden ſind, wie Sie es ſind. Verzeihen Sie, Herr Hofrath", fuhr ich muthig fort, indem ich mich wendete und in ſeinen Weg ſtellte, „wie Sie es ohne Zweifel ſind mit dem Gedanken, daß die Medeen Ihrer beiden Stücke von derſelben Schauſpielerin dargeſtellt werden ſollen."

— „Natürlich bin ich es", verſetzte Grillparzer mit verändertem Ton, indem er etwas beſänftigt vor mir ſtehen blieb. „Es iſt derſelbe Jaſon, es muß ja auch dieſelbe Medea ſein. Wer ſie im erſten Stück gut ſpielt, wird ſie auch im zweiten gut ſpielen; es ſind ja nicht verſchiedene Menſchen, ſondern Charaktere die ſich weiter entwickelt haben. Er, der ſinnliche, von Phantaſie beherrſchte Mann, ſie, das denkende, von Leidenſchaft ergriffene Weib; er neigt zur Veränderung, ſie zum Beſtand. Solchen Richtungen zu begegnen, brauchen

wir nicht Jahrtausende zurückzugreifen, nicht nach Griechenland uns zu versetzen."

„Nein", sagte ich — ich hatte ihn während der letzten Worte zu seinem Lehnstuhl geleitet, in welchem er Platz nahm — „nein, wir brauchen nicht nach Griechenland zu gehen, wir können in Wien bleiben und wenn wir Gefahr laufen, daß Medea oder Kreusa in unser Zimmer trete, um Rechenschaft wegen Rollenbesetzung zu fordern, so sind das Aspecten, die uns im höchsten Grade verstimmen."

— „Das ist es ja", rief jetzt gutmüthig lachend der alte Herr, „das ist es ja, was mich so aufregt. Ich müßte eine gewisse Verantwortlichkeit übernehmen und wenn ich noch etwa die Frau Gabillon oder Fräulein Wolter hätte spielen sehen und ich sollte mein Urtheil abgeben, welcher von beiden meiner Meinung nach diese Rolle zukäme — es wäre eine unangenehme Sache, allein ich müßte der Wahrheit ihr Zeugniß geben. — Aber ich habe ja Beide nicht spielen gesehen, wie soll ich mich für die Eine oder die Andere entscheiden? Und wenn ich es thäte, würde es nicht heißen — und sogar mit einem gewissen Recht — eine Theaterintrigue stecke dahinter? Bis in mein Zimmer, bis an mein Bett kämen sie mir mit allen möglichen Dingen und Sie selbst könnten Unannehmlichkeiten davon haben."

„Ich?"

— „Man wüßte bald, wie alles gegangen sei und es würde ohne weiteres heißen, man habe Ihre Theilnahme und Freundschaft für mich ausgebeutet, um eine Intrigue durchzuführen, welche Fräulein Wolter, die

Sie ſelbſt ja vor einigen Wochen an meinem Geburtstag zu mir gebracht, in den Beſitz dieſer Rollen ſetze."

Ich war überraſcht von der Richtigkeit, mit welcher der alte, ſcharfſichtige Mann von ſeiner ſtillen Poetenſtube aus die Sachlage vollſtändig klar überſah und ſtand ſogleich davon ab, ihm noch weiter durch Zureden läſtig zu fallen. Wenn man ihm jedoch nicht zumuthen durfte, unter den waltenden Verhältniſſen ſich für eine beſtimmte Künſtlerin auszuſprechen, konnte er doch im Allgemeinen erklären, daß die Heldin in beiden Stücken von derſelben Schauſpielerin geſpielt werden ſolle. Ich ſagte ihm das alles und daß er mir einen großen Gefallen erzeigen würde, wenn er zum Zeugniß meines guten Willens mir einige Zeilen an Dr. Laube ſchreiben wollte, welche nur dieſe letztere Anſicht, ohne irgend eine Beziehung auf Perſönlichkeiten, ausſpräche.

— „Wenn Ihnen damit gedient iſt", erwiederte Grillparzer, dem offenbar wol war, ſeine abſchlägige Antwort nun durch die Erfüllung eines Wunſches auszugleichen, „ſo kann ich es thun, denn das iſt meine Meinung und ſie hat keinen Zuſammenhang mit irgend einer Intrigue." Er rückte ſogleich an ſeinen Schreibtiſch, ich half Papier bereit legen und zog mich an das Clavier zurück, wo ich einige Schlagworte niederſchrieb, um Laube Alles genau erzählen zu können. Mit ſichtbarer Anſtrengung ſchrieb der Greis die wenigen Zeilen, indem er ſie dabei laut vor ſich her ſagte, ſich mit den an mich gerichteten Fragen: „Iſt das recht? Iſt das genug?" unterbrechend. Natürlich war alles recht, alles genug und während er den Brief faltete und mit

der Sorgfalt alter Leute ſchloß und ſiegelte, welche ihre Correſpondenzen vor der Zeit der Couverts führten und ſich dieſer letztern nicht bedienten, ſagte er vertraulich halblaut zu mir, die das Licht zum Siegeln angezündet hatte und hielt:

— „Und es wäre alles noch eher möglich geweſen, wenn ich die Ueberzeugung wirklich hätte, daß Fräulein Wolter unfehlbar eine Medea ſpielen könnte. Aber ich glaub's gar nicht und nach meinem Gefühl gereicht ihr das zur Ehre. Wenn man eine Medea erlebt, wie ſie zu meiner Zeit geſehen wurde, eine Steigerung der Leidenſchaft, welche bis zur Entmenſchung, eine Wildheit und blinde Wuth, welche bis zur viehiſchen Raſerei ausartet, wo die Tigerin ihre Jungen zerfleiſcht und Medea ihre Kinder erwürgt, wo der Ton der menſchlichen Stimme ſein Ende hat und ein röchelndes Krächzen in faſt unarticulirten Lauten bis an die äußerſten Grenzen des Entſetzlichen reicht, wie dies bei der Schröder der Fall war, die in dem maſſiven Bau ihrer Perſon und ihres Weſens dazu die Mittel fand — und man ſieht eine junge, ſchlanke Schönheit wie Fräulein Wolter vor ſich — wie ſoll man glauben, daß eine ſolche Leiſtung da möglich ſei! Und es iſt auch unmöglich, gerade ſo unmöglich, wie der Schröder eine Emilia oder ein Clärchen war, und das iſt, wie ich meine, ein Vorzug. Es heißt in den Journalen Lady Macbeth ſei Frl. Wolter mißlungen; ich weiß nicht, ob es wahr iſt; ich glaube es auch nicht — ja, ich denke, mir würde ihre Auffaſſung dieſer Rolle gefallen haben — aber es zeigt, daß dieſelbe einen Zweifel zuließ, wie dies bei der

„vornehmen Ehe“ der „Sappho“, der „Englantine“ nicht der Fall zu sein schien, und das kann doch darauf hindeuten, daß sie für ein älteres Rollenfach vielleicht einerseits noch zu jung, daß aber andererseits die Darstellung der Jugend, Liebe und ein gewisses Maßhalten der Schönheit mehr ihr Fach sei, als die Wiedergabe der Wildheit und thierischen Raserei.“

Nachdem ich herzlich gedankt, manch' freundliches Wort und den erwünschten Brief erhalten hatte, zog ich meines Weges, der mich am folgenden Tage wieder zu Laube führte, wo ich den Brief übergab und den Hergang der Dinge erzählte, wie ich ihn hier niedergeschrieben.

Laube ließ mich ruhig ausreden, indem er nur zuweilen die Cigarre aus dem Munde nahm und den Aschenstengel bedenklich ansah. Als ich fertig war, neigt er sich gegen mich, die neben ihm sitzt, und sagt, indem er die Blitze seines blauen, durchsichtig glänzenden Auges gerade auf mich losläßt:

„Alles falsch! Sagen Sie Grillparzer, sagen Sie es ihm von mir, daß Lady Macbeth eine der vorzüglichsten Leistungen der Wolter ist und daß ihr Feld nicht die Schönheit und das Maß, sondern Gefühl und Leidenschaft sei.“

Guter Auftrag! Ich habe natürlich niemals versucht, ihn auszurichten.

März 1867.

Büste. Deutsches und englisches Historien-Drama.

Unvermuthet erhielt ich den beifolgenden Brief:

Verehrte gnädige Frau!

Meine Hausfrauen oder vielmehr Hausfräulein haben eine Intrigue mit Herrn Weil oder Weilen gesponnen, um mein Bild von einem jungen Bildhauer anfertigen zu lassen, welcher Bildhauer oder Poussierer aber die Einsicht einer Photographie vorläufig nöthig hat. Nun besaßen zwar obgenannte Fräuleins selbst eine solche Photographie, welche sie aber höchst schmeichelhafter Weise an einen in Gföhl wohnenden Dichter Pohlhammer verschenkt haben. Meine Hausfrauen — nicht ich — bitten Sie daher, ihnen jene Photographie auf ein paar Tage zu leihen, bis der Popanz fertig ist.

Mit Verehrung

Grillparzer.

Zugleich kam Fräulein Netti Fröhlich, das gleiche Ersuchen an mich zu richten, und da ich erfuhr, daß Grillparzer etwas angegriffene Augen habe und Abends nicht lese, ging ich gegen sechs Uhr hin, wo ich den alten Herrn allein, sich die Hände reibend, in seinem

Lehnſtuhl und ziemlich zufrieden über das Eintreten eines Beſuchs fand. Ich dankte für den Brief, Grillparzer für die geliehene Photographie, und Letzterer fand in dieſem gegenſeitigen Bedürfniß ſich gegenſeitig zu Dank verpflichtet zu fühlen, den beſten Beweis wolwollender Uebereinſtimmung.

— „Menſchen, die ſich nicht mögen, wollen ſich auch nicht zu Dank verpflichtet ſein", ſagte er und ſpöttelte zugleich ſcherzend über die Freundſchaft der Fräulein Fröhlich, die einem jungen Freunde zu Gefallen den alten geopfert hätten, was zwar nicht ſchmeichelhaft, ihm aber doch im Grunde lieb wäre, weil dadurch wenigſtens Ein Bildniß weniger von ihm drüben bei ihnen hinge; es käme ihm immer beſchämend vor, daß ſeine nun ſchon ſo unäſthetiſch gewordene Geſtalt dort an allen Ecken zu ſehen ſei, und er müſſe ſich immer gegenwärtig halten, daß er ſie ja nicht dahin geſtellt und aber auch gar kein Recht habe, ſie von dort zu entfernen — „alſo in Gottes Namen!"

„Es muß den Fräulein mit Ihnen ſo gehen, wie mir mit meinen Kindern", ſagte ich. „Ich wünſchte ihre Bildniſſe aus allen Zeiten zu haben, denn mit jedem verbindet ſich die Erinnerung an eine andere Lebensepoche, an einen andern Zeitabſchnitt."

— „Nur daß hier das Entgegengeſetzte ſtattfindet, indem ich ſie als Kinder gekannt habe und alſo eher ihre Bilder bei mir haben ſollte."

Er ſprach wieder mit Wärme und Anerkennung von den drei Fräulein, die neben ihrem Kunſtſinn ein warmes Herz für alles Gute und Schöne, die tiefſte Em-

pfänglichkeit für die Natur und die Gabe hätten, ſich das Leben ſchön zu geſtalten . . . ob auch glücklich, das wiſſe er nicht, dafür habe es mehr an der rechten Gelegenheit für ſie gefehlt als an ihnen, ich wüßte ja Todesfälle, die über ihr Schickſal entſchieden . . .

„Poetiſche Menſchen", erwiederte ich, „müſſen ſich das Glück immer auf ihre eigene Weiſe geſtalten und man irrt meiſtens, wenn man das ſelbſt bereitete oder ſelbſt veranlaßte Schickſal ſolcher dichteriſchen Naturen bedauert. Sie ſind oft nicht glücklich nach allgemeinen, aber meiſtens nach individuellen Begriffen, und der Dichter muß vor Allen auf ſeine Façon ſelig werden."

— „Und das ſehen ſo wenige ein, gewiß hält mich auch eine Menge wolmeinender Leute für unglücklich und denkt, wenn ich ſo oder ſo gethan hätte, wäre es beſſer für mich geweſen. Das iſt aber nicht ſo, denn wenn ich nicht glücklich bin, ſo liegt es in meinem Temperament, in meiner Sinnesart, in meiner Natur, an der ſich nichts ändern ließ. Mancher könnte ganz zufrieden geweſen ſein an meiner Stelle, während ich das Leben kaum anders anſehen würde, wie es ſich auch für mich geſtaltet hätte. Vielleicht wenn meine Jugend nicht ſo unglücklich, wenn ich in der Zeit, da die Leidenſchaften noch zu raſchen Entſchlüſſen drängen, frei und unabhängiger geweſen, das Leben hätte nach meinem Sinn einrichten können, vielleicht würde das einen Einfluß auf mich geübt haben — ich weiß es nicht."

Grillparzer ſchwieg und ſah ernſt vor ſich hin. Da ich ohne Unbeſcheidenheit das Geſpräch nicht in dieſer

Richtung fortführen durfte, frug ich nach einer Pause, ob er Ferdinand von Saar's Dichtungen kenne und ob ich dieselben zur Lectüre schicken könne.

Er versetzte, daß es ihm sehr angenehm sein würde, daß er schon längst das Trauerspiel „Heinrich der Vierte" habe lesen wollen, weil er von allen Seiten höre, daß ein wahrhaftes und großes dramatisches Talent sich darin ausspreche, daß er jedoch um so mehr die Wahl eines Stoffes bedaure, der einmal für die Poesie, insbesondere für die dramatische, zu spröde sei.

„Aber", frug ich, „sollten denn jene Kämpfe der Rechts- und der Staatsidee, wie sie in den Conflicten Deutschlands und Roms liegen, nicht eben so viel poetisches Mark enthalten, als die oft eben so harten Stoffe der englischen Königshistorien, und sollten die deutschen Heinriche den englischen an dramatischem Inhalt nicht gleich sein?"

— „Das will ich nicht untersuchen, darüber müßte man nicht nur Bücher lesen, sondern auch welche schreiben. Was aber gewiß ist, das ist die Verschiedenheit der Forderungen, welche ein englisches und ein deutsches Publicum stellt. Der Engländer, dem sein nationales Element über alles geht, legt einen ganz andern Maßstab an die dramatische Schöpfung, wenn sie seine Geschichte behandelt, und wofern die Charaktere als solche präcisirt und die Begebenheiten historisch sind, fragt er nicht sehr ängstlich nach dem innern Bau des Stückes. Wenn es sich um Allgemeines handelt, wird es schon anders sein. Aber ein deutsches Publicum giebt sich nicht mit dem historischen Gehalt eines dra-

matiſchen Werkes zufrieden, wenn es auch zehnmal auf ſeinem Grund und Boden ſpielt. Ein Stück, wie z. B. „Heinrich der Achte“, wo gar kein ethiſcher, ſondern blos ein patriotiſcher Hintergrund vorhanden, die Katharina von Aragonien, die Verſtoßene, als eine herrliche Frau und ganz in ihrem Recht dargeſtellt erſcheint, während die Anna Boleyn, man weiß nicht wie, daſteht, doch aber diejenige ſein ſoll für welche das Intereſſe in Anſpruch genommen wird — zuletzt alles in der Geburt der Eliſabeth gipfelt, zu deren Tauffeſt die Zuſchauer noch da ſind — ein Stück wie dieſes, der deutſchen Geſchichte entlehnt, würde in Deutſchland niemals und nirgends zur Geltung gelangen. Noch dazu muß man bedenken, daß das Stück, als es geſchrieben wurde, damals aus der Gegenwart gegriffen und zur Verherrlichung einer noch lebenden Königin beſtimmt war, deren zweifelhafte Geburt dadurch vor aller Augen und Ohren zur Erörterung kam und vielleicht, ja gewiß, von den verſchiedenen Parteien ſehr verſchieden beurtheilt wurde. Aber die hiſtoriſche Wahrheit geht, wie geſagt, in nationaler Beziehung dem Engländer über alles, während der Deutſche die poetiſche Wahrheit verlangt. Nicht ob irgend eine ſonderbare Sache ſich irgendwo einmal in Deutſchland ereignet hat, ſondern ob es glaublich, natürlich, wahrſcheinlich ſei, daß unter den gegebenen Verhältniſſen und Charakteren die Dinge ſich ſo begeben und nicht anders, das iſt es, was bei uns in erſter Reihe ſteht. Und deshalb und weil ich bei allerhöchſter Verehrung und Anbetung Shakeſpeare's doch auch dieſer Anſicht bin, glaube ich, daß es mit hiſtoriſchen Stoffen unſerer

Geſchichte — ich ſpreche nicht von der antiken Welt und von Vorſtellungen, welche allgemein geläufig ſind — daß es um deutſche hiſtoriſche Stoffe eine mißliche Sache ſei."

Ich erzählte hierauf, daß ich Saar, da ich ihn kennen lernte, ihm und uns zu dieſer erſten deutſchen Kaiſertragödie Glück wünſchte und die Hoffnung ausſprach, er werde eine lange Reihe ſolcher Bilder vor uns entrollen, worauf er ſogleich antwortete, daß daran nicht zu denken ſei, weil der durch die ganze deutſche Geſchichte gehende Kampf zwiſchen Staat und Kirche in Heinrich dem Vierten und Gregor ſeinen Gipfel erreicht habe und daß daher jede andere Bearbeitung einer Kaiſerhiſtorie nur eine ſchwächere und verwäſſerte Wiederholung dieſes Conflictes enthalten könnte.

— „Das iſt auch ganz richtig, aber eine andere Seite der deutſchen Geſchichte, und Sie ſehen wie recht ich habe, da Saar ſeinen Stoff nur ausnahmsweiſe für geſtaltungsfähig hält und jeden andern derartigen Vorwurf entſchieden ablehnend, die Schwierigkeit und Mißlichkeit ſolcher Gegenſtände ſogleich einſehen gelernt hat."

„Wenn das Ihre Ueberzeugung iſt", warf ich ein, „ſo haben Sie ſelbſt dagegen verſtoßen durch den „treuen Diener", den „Ottokar", den . . ."

— „Den Ottokar? Ich glaube im Gegentheil, daß gerade dieſe Stoffe für meine Anſicht ſprechen, denn ein Charakter wie Ottokar und ſein Zuſammenſtoß mit Rudolf, der Kampf einer wilden Heldennatur mit einem Repräſentanten des Rechts und Geſetzes, das iſt ein Stoff, der an und für ſich Werth und Intereſſe hat,

und hat er dieſes und iſt er hiſtoriſch — deſto beſſer, er bietet dann einen lebendigen Hintergrund, der durch nichts aufgewogen werden kann."

„Und warum erheben Sie dann Proteſt gegen das, was Sie ſelbſt hochachten?" erwiederte ich fragend. „Uns, dem Publicum, mir iſt der, ich möchte ſagen, hiſtoriſche Duft das Zaubervollſte, was ich denken kann. Wie unwahr im „Don Carlos" auch ſo manches in hiſtoriſcher Beziehung geſchildert iſt — dieſe ganze Hofluft in der Umgebung Philipp's des Zweiten, wie ganz anders weht uns das Stück an, als wenn ſich dieſe Vorgänge irgendwo außer der Geſchichte begäben, und wie köſtlich iſt jedes Körnchen, das neben der dramatiſchen auch noch hiſtoriſche Bedeutung hat."

— „Aber wie ſelten haben Stoffe dieſen zweifachen Inhalt. Ich meine, es müſſe vor allen Dingen die pſychologiſche Wahrheit vorhanden ſein, damit die hiſtoriſche Werth habe — wie dies im „Ottokar" der Fall iſt — und ich glaube, das Stück könne an und für ſich Intereſſe haben, wenn auch die Perſonen anders hießen und wenn der Kampf auch nicht zwiſchen uns bekannten Perſonen und Nationen ſtattfände. Ich hatte die allgemeine Vorſtellung einer ſtarken Heldennatur vor mir, welche zur Gewaltſamkeit ausſchreitet und mit Geſetz und Recht bricht, um eigenen, in letzter Richtung ganz ſelbſtiſchen Zwecken der Macht und Größe nachzuſtreben. Es ſchwebte mir dabei vor, was ich ſelbſt angeſehen und erlebt hatte — Napoleon, ſeine Macht und Größe, der ſchwellende Ehrgeiz, der ihn zuerſt emportrug und dann zum Falle brachte."

„Ich kann mir denken, wie solch' Selbsterlebtes zur Darstellung drängt", bemerkte ich.

— „Nicht zur Darstellung des eben vorliegenden Falles — das meine ich nicht. Ich habe im Gegentheil nie begriffen, wie man eine Sache, die man erlebt, einen Mann, den man gesehen, einen Stoff gleichsam von der Gasse herauf sich in's Zimmer nehmen und dramatisch behandeln kann. So etwas muß aus der Ferne gesehen sein, muß Perspective haben. Aber eine Idee, welche durch Erlebtes in's Leben gerufen und angeregt wird, treibt zur Gestaltung, und Ottokar ist der Träger einer solchen Idee. Der Aufbau eines großen Reiches ohne Rücksicht auf Nationalität und Humanität, blos um der Herrschaft willen; das Infragestellen alles bereits Erreichten, die allmälig überwiegende Nothwendigkeit fortgesetzter Gewaltthaten als Folge von Gewaltthaten, die entweder gebieten, immer noch weiter zu gehen, oder den Untergang drohen, wie dies schließlich bei Napoleon der Fall war; selbst die beiden Frauen, von denen er die Erste, die sein Glück begründen half und die an gebrochenem Herzen stirbt, weil er sie verstößt, um eine jüngere an sich zu ziehen — sogar diese Symptome menschlichen Ehrgeizes und Uebermuthes, welche ich an Napoleon sich entwickeln sah, haben mir bei Ottokar vorgeschwebt. Daß ich aber in der leichtsinnigen Kunigunde hätte auf Marie Louise anspielen wollen, daran hab' ich nicht einen Moment gedacht und das ist auch erst später anderen Leuten eingefallen."

„Und Sie meinen", frug ich, auf den frühern Gegenstand zurückkommend, „die deutschen Kaisergeschichten

enthielten keine Keime, die ſolch' einer dramatiſchen Entwickelung fähig wären?"

— „Nein! Verſuchen Sie einmal, ob ſich irgend eine einfache Wahrheit, wie z. B. in Ottokar: Hochmuth kommt vor dem Falle, auch nur in einer dieſer verwickelten Begebenheiten des römiſch-deutſchen Reiches ausſpricht. Alles geht da drunter und drüber, bald iſt der Eine, der im Unrecht iſt, oben, bald muß Der, auf deſſen Seite das Recht und unſere Sympathie ſind, ſich beugen, und wie anmaßend und despotiſch das Papſtthum ſich geberdete und wie ſehr man auf der Seite Deutſchlands ſtehen mag, dieſe Kaiſer, namentlich dieſer Heinrich — der freilich ſo ſchwer gebüßt — haben ja gewirthſchaftet, daß man unmöglich Partei für ſie nehmen konnte, jetzt ſo wenig wie damals. — Nehmen Sie nur die fortwährenden Revolutionen und Verräthereien der Söhne gegen die Väter, die Eidbrüche und Gewaltthaten, an welchen freilich die engliſche Geſchichte noch reicher iſt; der Engländer aber, welcher in dieſen Darſtellungen nur die Hiſtorien ſeines Landes oder was er dafür hält und was ihm als ſolche mythiſch geworden iſt, vorgeführt ſehen will, läßt ſich dadurch nicht anfechten — ein deutſches Publicum jedoch verträgt das nimmermehr! Ich bin wirklich neugierig, wie Saar das Verhältniß mit dem Sohne entwickelt, um es zur Darſtellung geeignet zu machen"

„Sie werden finden", bemerkte ich, „daß er das allgemein Menſchliche mit meiſterhaften Strichen zu zeichnen weiß; die Scene zwiſchen Heinrich und Batilde iſt tief ergreifend, ſie weckt unſere ganze Theilnahme."

— „Gerade ſolche Scenen ſind gefährlich für die Einheit des Ganzen; darum eben ſage ich, dieſe deutſchen Kaiſerhiſtorien eignen ſich nicht zu dramatiſcher Vorführung nach unſeren deutſchen Begriffen und Forderungen. Aber ſie würden den Engländern und ihrem nationalen Geſchmack eben ſo wenig entſprechen. Wo finden Sie in der deutſchen Geſchichte ſolche entſcheidende Triumphe einer ſiegreichen Partei, wie z. B. in Richard dem Dritten, wo nach all' dem Gräuel die Heirath von Richmond und Eliſabeth den Krieg der weißen und rothen Roſe wirklich ganz beendigt und unwillkürlich an das Sprichwort „Ende gut, Alles gut" erinnert? Hat nicht in Deutſchland, wenn eine Calamität zu Ende geführt, ein Aufſtand gedämpft war, ſogleich eine neue Erhebung ſtattgefunden, ſo daß man gar nirgends ein Plätzchen findet, auf welchem eine Tragödie zur Ruhe, zum Abſchluß kommen kann? Und ſehen Sie: weder Schiller noch Goethe, noch ſonſt einer unſerer bedeutenden Dichter hat nach dieſen Stoffen gegriffen. Und wie nahe lagen dieſe ſächſiſchen Kaiſer jenen Poeten, welche in ſächſiſchen Ländern Freundſchaft, Liebe und Vaterland, an ſächſiſchen Fürſtenhöfen eine Stätte ihres Wirkens fanden! Aber jeder — und auch Schiller, der mit harten und ſchwierigen Stoffen umzugehen verſtand — hat das herausgefühlt. Ich ſage jedoch damit gar nicht, daß es unmöglich ſei, dieſe Vorwürfe zu benutzen und zu bewältigen, wie es ja Saar gelungen ſein ſoll?"

Ich bat, den Dichter zugleich mit ſeiner Dichtung hier einführen zu dürfen, was freundlich gewährt wurde und bald darauf zur Ausführung kam.

Herbſt 1867.

Kaiſer Maximilian. Erzherzogin Sophie. Das Trauerſpiel in Mexiko. Moderne Dramen und Schauſpieler Lewinsky.

Von der Reiſe heimgekehrt, beſuchte ich Grillparzer. Er frug, wo wir geweſen und ich erzählte vom Rhein, von Holland, vom Kloſter Maria Laach, von Leuten und Orten, die wir geſehen — allein er ſchenkte dieſen Dingen nicht die gewohnte Aufmerkſamkeit. Seine Stimmung war eine gedrückte und erſt da ich daran erinnerte, daß heute der 6. October, der Todestag Latours (1848) war, erwachte ſeine Theilnahme. Die ſchweren Unglücksfälle, welche das Kaiſerhaus betroffen, der ſchreckliche Tod der lieblichen Erzherzogin Mathilde (6. Juni), das furchtbar tragiſche Ende (19. Juni) des Erzherzog Max als Kaiſer von Mexiko hatten ihn tief ergriffen. Man konnte ſehen, wie die Liebe zum Kaiſerhauſe bei ihm aus dem Herzen, nicht aus der Phantaſie kam, weil ſie den Verſtand nicht umflorte, das Urtheil nicht abſchwächte, und wie er ungeachtet mancher ſcharfen und epigrammatiſchen Aeußerungen mit der Treue angeborner Loyalität an der Perſon ſeines Kaiſers hing, zu der angeſtammten Herrſcherfamilie hielt und ſich mit ihr freute, mit ihr trauerte.

Da ein Zufall wenige Stunden eh' die Erzherzogin Sophie den Tod ihres Sohnes erfuhr, mich zu der hohen Frau geführt hatte, ließ Grillparzer ſich genau berichten, wie ich Alles gefunden. Von der Portraitbüſte des Kaiſers Maximilian, welche von grünen Blattpflanzen umgeben vor dem erſten Spiegelpfeiler im Eck-Salon in Schönbrunn ſtand, und vor welchem die Erzherzogin in Betrachtung verblieben war, da ſie mich entließ, bis zur Einrichtung, den Bildern und Albums mußte ich alles beſchreiben, und die wärmſte Pietät ſprach ſich in ſeinen Worten und Fragen aus. Ganz beſonders ergriff ihn der Umſtand, daß die hohe Frau wenige Stunden eh' ſie die Schreckenskunde vom Tode des Sohnes erfuhr — wie ſie gegen mich äußerte — ihn noch gerettet, auf einem Schiff geborgen wähnte, und daß alſo der furchtbare Schlag ſie ganz unvorbereitet traf. Er bedauerte, daß der Charakter des Kaiſers von Mexiko nicht ſtark genug geweſen, um ſeiner Phantaſie das Gleichgewicht zu halten, ließ aber den Talenten und Fähigkeiten des unglücklichen Monarchen volle Gerechtigkeit widerfahren.

— „Wie viel gehört dazu für einen Prinzen", ſagte er „um ſo geſcheit zu werden wie ein gewöhnlicher geſcheiter Menſch. Er muß nicht nur bedeutenden Verſtand, ſondern auch Muth und Energie haben das Netz von Täuſchungen zu durchreißen, mit welchem er von Kindheit an umſtrickt iſt, innerhalb deſſen ihn unbedingte Ehrfurcht umgiebt und die Vorſtellung ſeiner Vorzüglichkeit vor Andern ihm zur Gewohnheit wird. Das Heraustreten aus dieſem Kreis iſt aber um ſo ſchwieri-

ger, als vielerlei Unannehmlichkeiten ja Demüthigungen damit verbunden ſind, denen er ſich freiwillig und bloß aus Liebe zur Wahrheit ausſetzen muß. Darum wiederhole ich, ein geſcheiter Prinz muß einem gleich geſcheiten gewöhnlichen Menſchen an Verſtand und Willenskraft weit überlegen ſein. . . . Ich bedaure vor Allen die Erzherzogin Sophie, die eine edle und hoch geſinnte Frau iſt, wenig Glück in ihrem Leben gehabt und nun ſo ſchwer vom Unglück getroffen wird. Als eine junge ſchöne Prinzeſſin kam ſie hierher an den traurigen und langweiligen Hof des Kaiſers Franz, wo ſie allem Anſchein nach beſtimmt ſchien, dereinſt die erſte Perſon zu werden. Man zweifelte damals, wenigſtens im Publicum, an der Thronfolge des kränklichen, zu jener Zeit noch unverheirateten Kronprinzen Ferdinand. Sie war eine lebensfrohe Frau, denn am bairiſchen Hofe lebte man heiter; religiöſe Engherzigkeit kannte man dort nicht. Ein Dritttheil des Volkes war proteſtantiſch, die weiblichen Mitglieder der Königsfamilie waren es großentheils auch. Hier war ſie allein und ſo ſchloß ſie ſich an die Kaiſerin Karolina Auguſta, die, auch eine bairiſche Königstochter und ihre viel ältere Schweſter, eine treffliche Prinzeſſin, in frühern Zeiten aber ſehr unglücklich war, und ſich einer ſtreng religiöſen Richtung hingab. Sie zog die junge Erzherzogin auf dieſelbe Bahn und dieſe fügte ſich mit Reſignation ihrem ſtillen Looſe, denn es vergingen fünf bis ſechs Jahre, eh' ſie Kinder hatte, und Erheiterung und Unterhaltung gab es bei Hof wenig oder keine."

Ich meinte, daß die ultrakirchliche Richtung erſt aus

ſpäterer Zeit ſtamme, da die hochbegabte Frau mit dem Jugendglück zugleich auch auf Anderes verzichten mußte.

— „Sie iſt mit ihrer Natur immer in Widerſtreit mit den Verhältniſſen gekommen; damals, als ſie ihren Frohſinn, ihre Energie und Lebhaftigkeit in ſich verſchließen, bekämpfen mußte und ſich damit der Religion zuwandte, — jetzt, wo ſie mit dieſer zu weit gehenden Frömmigkeit an der andern Seite anſtößt und verkannt wird.“

Ich betonte, daß ſie wirklich verkannt werde, da man im Publicum gar nicht ahne, welche Opfer die hohe Frau bringe; wie ich z. B. zufällig wiſſe, daß zur Zeit da allgemeine Erſparniſſe im Hofhaushalt eingeleitet und damit die ſämmtlichen Apanagen der Mitglieder des Kaiſerhauſes beſchränkt wurden, ſie ſich entſchieden weigerte Gnadengehalte und Penſionen, auf welche ſie ja ihre ganzen Einkünfte verwendete, einzuziehen und daß ſie ſelbſt lieber ihre Bedürfniſſe einſchränkte, eh' ſie litt, daß arme Leute das ihnen zugeſagte Almoſen verlieren ſollten.

— „Das ſieht ihr ganz ähnlich, und das glaub' ich auch, denn ſie iſt nicht nur von Natur eine Prinzeſſin, ſondern ſie iſt es auch im Bewußtſein und ihre Religioſität damit im Zuſammenhange. Durch die ganze Art ihres Schickſales und dadurch, daß ihre Wünſche und Hoffnungen ſich im Leben nicht erfüllten, hatte ſie einen wunden Fleck am Herzen und für dieſen ſuchte und fand ſie Balſam in der Religion. Ich war niemals ein Gegner der Religion, niemals ein Atheiſt — im Gegentheil — aber daß durch ultramontane Ueber-

griffe in unſere verworrenen, ökonomiſch und national zerriſſenen Zuſtände auch die religiöſe Spaltung — die man ja unter Kaiſer Franz gar nicht kannte — herein kam, muß jeden, der es gut meint, betrüben."

Grillparzer ſprach noch über die ſchlimmen Verhältniſſe, kam wieder auf den Tod der Erzherzogin Mathilde und die begleitenden Umſtände und frug, wie ich zur perſönlichen Bekanntſchaft der Erzherzogin Sophie gekommen ſei.

Ich erzählte, wie ich eines durch die politiſchen Verhältniſſe des Jahres 1848 in's Unglück gekommenen ſehr verehrten Verwandten wegen in ſeinen Angelegenheiten und auf ſeinen Wunſch damals eine Audienz bei der Mutter des Kaiſers erbeten, wie ſie mich gütig aufgenommen habe, mir faſt vertrauensvoll begegnet ſei.

— „Ja, ſo iſt ſie, ſo iſt ſie. Welch' einen Stich in's Herz mußte es dieſer Frau verſetzen, die das Bewußtſein ihrer Würde nie verließ und die ſich daher auch im Jahr 1848 nichts vergeben hat, als ihr Sohn aus den Händen Napoleon's des Dritten eine Krone annehmen mochte. — Ein Schritt, der ſo unverzeihlich iſt, daß Einem die Folgen faſt wie die Hand der ſtrafenden Nemeſis erſcheinen."

„Die aber den Urheber Napoleon verſchonte", ſagte ich.

— „Wir werden es vielleicht nicht erleben, ich gewiß nicht, aber eine Kataſtrophe kann dort nicht ausbleiben."

Das Geſpräch kam auf den Inhalt des Trauerſpiels in Mexiko, wie derſelbe einſt dramatiſch verwerthet werden würde und wandte ſich modernen Dramen, namentlich den Werken Otto Ludwig's zu. Ich erzählte davon

und meinte, es werde Einem in den „Makkabäern“ doch durch die wiederholten Abſchiedsſcenen der Mutter, die ihre Söhne in den Flammentod ſendet, faſt zu viel zugemuthet. Das Geprasſel und Züngeln der Flammen, die dieſe blühenden Leiber verzehren, hatten mich über alles Maß erſchüttert. Ich meinte beinah' den Geruch der brennenden Fleiſchmaſſen in dem überfüllten und heißen Burgtheater zu verſpüren und hätte ich mich nicht vor meiner Mutter geſchämt und gefürchtet, durch mein Aufbrechen ihren Genuß zu ſtören, ich wäre ungeachtet meiner Theaterliebe fort gegangen.

Grillparzer neckte mich über meine Empfindſamkeit, ſprach vom „Erbförſter“ und von der vollendeten Darſtellung dieſer Geſtalt durch Anſchütz, wovon er gehört und von welcher ich manches erzählen konnte. Zuletzt ſagte ich, es ſei mir eben ſo leicht denkbar, daß ein anderer Menſch als Anſchütz wieder auf die Welt käme, als daß dieſer Erbförſter durch einen andern in ſeiner wahrhaftigen Geſtalt jemals wieder über die Bretter ginge.

— „Das iſt auch die ganz richtige Vorſtellung — gerade ſo geht es mir mit den großen Meiſtern, die ich in meiner Jugend ſah und die mir ihre Nachfolger nicht zu erſetzen vermochten. Auch ich konnte mir dieſe Rollen nicht von Andern vorgeſtellt denken und das iſt einer der Gründe, weshalb ich nicht mehr in's Theater ging. Jetzt iſt es meine Schwerhörigkeit; ich habe jedoch ſchon früher aufgehört das Theater zu beſuchen eh' ich noch mit meiner Taubheit geſchlagen war, obſchon mir meine Fräuleins damals oft zugeredet haben, mit einer wahren

Obstination zu meinem Besten. Aber die Schauspieler, die ich gesehen, kommen nicht wieder. Und jetzt soll es noch übler sein. Die tragische Kunst hört auf wie so vieles."

„Was Sie da sagen", fiel ich ein, „hat mir auch so geschienen, aber Laube hat immer dagegen gesprochen und gescholten. Er sagt, diese Ansicht beruhe großentheils auf Illusionen, die wir aus der Jugend mitbrächten. Jungen Leuten, die zuerst in's Theater kämen, machte natürlich alles einen größern Eindruck als vieljährigen Theaterbesuchern und wenn diese die Götter und Göttinnen ihrer Jugend einmal wieder sähen, wunderten sie sich immer, wie die Leute „zurückgegangen" seien, während vielmehr sie selbst einen andern Maßstab anzulegen sich gewöhnt hätten. Er — Laube — behauptet diese Selbsttäuschung seit lange zu kennen; denn schon in seiner Jugend hätten die Greise für die Künstler und Künstlerinnen ihrer Zeit geschwärmt, gerade so wie wir's jetzt machten. Aber sehr viele von diesen alten Leuten würden auch finden, daß die Mädchen überhaupt damals hübscher gewesen, daß sie anmuthiger getanzt hätten, was alles seinen Grund nicht darin habe, daß die Leute besser spielten oder die Mädchen damals hübscher gewesen seien, sondern darin, daß wir eben nicht mehr so jung und eindrucksfähig wären. Solch' eine klägliche Besetzung der Nebenrollen selbst auf den großen Bühnen, solch' armseliges Spiel wie damals an den Theatern der Städte zweiten Ranges an der Tagesordnung gewesen — ein Spiel, das das Publicum jener Zeit gleichwol mit warmer Begeisterung begleitete — käme jetzt gar nicht mehr vor, würde als unleidlich gelten.

Große und geniale Schauſpieler ſeien immer ſelten geweſen, ſeien es auch jetzt; die Zahl der guten habe ſich jedoch ſehr vermehrt.

— „Ich habe", ſagte Grillparzer, „in den letzten Decennien zu wenig geſehen und erfahren, um über Blüthe oder Decadenz der tragiſchen Kunſt zu urtheilen; indem ich mich aber an die Künſtler meiner Zeit: Brockmann, Weidman, Koch, Rooſe, Korn, an die Frau des Letztern, die Schröder, die Müller, die Jaquez, die Adamberger erinnere, glaube ich wol zu Denen zu gehören denen die Mimen der Vergangenheit als Muſter vorſchweben. Dafür ſtimme ich, was die größere Anzahl der guten Schauſpieler anlangt, ganz mit Laube überein."

Ich erwiederte, daß ich mir in dieſer Sache kein Urtheil mehr zutraute, weil auch mir die Künſtler, die ich in meiner Jugend ſah: Laroche, Anſchütz, Löwe, als in der Gegenwart unerreicht daſtänden, während mir Laube's Anſicht doch einleuchte. Wenn die tragiſche Kunſt wirklich von Generation zu Generation ſo herab gekommen wäre, wie es uns ſcheint, ſo müßte ſie ja längſt zu Grunde gegangen ſein. Ich ſcheute mich aber, da ich unſicher geworden, über ſolche Dinge zu ſprechen und ſeit einmal ein Sachverſtändiger in meiner Gegenwart einem jungen Kaufmann, der ſich etwas vorlaut über tragiſche Kunſt ausſprach zugerufen: „Das verſtehen Sie nicht", ſchwieg ich beſcheiden ſtille. Ich wollte lieber für ein ſchweigendes Gänschen gelten, als mich als Frau ſolcher Zurechtweiſung ausſetzen.

— „O, darin bin ich auch ganz eine Dame", rief

Grillparzer, „ich will auch lieber für einen Esel gehalten, als wie ein Esel behandelt werden."

„Wenn ich ein Mann und der Hochachtung der Anderen so sicher wäre wie Sie", erwiederte ich, „so würde ich mir aus der Begegnung nicht viel machen."

— „Der Esel kriegt Schläge mit oder ohne Hochachtung. Man gewinnt und verliert nichts durch die äußere Begegnung, aber man darf sich seiner selbst und der Andern wegen nicht zu nahe treten lassen. Das befiehlt schon die Selbstachtung und an seinem eigenen Urtheile zweifelt man ja doch nicht. Kann sein, daß nur ich solch' einen alten stützigen Kopf habe, aber da kann ich niemandem eine höhere Instanz einräumen, als ich mir selber bin."

„Bis Sie aber dahin kamen", bemerkte ich, „werden Sie mancherlei Wandlung erfahren, fremder Einsicht manche Concession gemacht haben. Verzeihen Sie, wenn ich das so offen ausspreche, aber was die Natur auch für einen ihrer Lieblinge gethan, die Reife des Urtheils, die Klugheit des Lebens wird nur durch das Schleifrad fremder Berührungen gewonnen und selbst Sie sind, was Sie sind, nicht ohne die Anderen geworden."

— „Wenn ich nur selbst genau wüßte, was ich geworden, wo ich stehe, welchen erhabenen Standpunkt ich einnehme. Ich muß doch den anderen Leuten ganz anders vorkommen als mir selbst und das ist eigentlich ein Trost für mich"

„Mich dünkt", versetzte ich, „Sie gehören „trotz Alledem und Alledem" zu den Menschen, die sich erst fühlen,

wenn ihnen zu nah' getreten wird. Wäre die Welt gerechter gegen Sie geweſen, Sie würden möglicherweiſe noch ungerechter gegen ſich ſelbſt ſein."

— „Kann ſein, aber glauben Sie mir, es thut immer mehr weh, wenn die Anderen ungerecht gegen Einen ſind, als wenn man es gegen ſich iſt. Man iſt doch nie ſo gar hart gegen ſich ſelbſt, ſchon weil man für ſich den Maßſtab ſeiner Zeit mitbringt, während die Jüngern immer den eigenen an das Fremde legen."

„O", rief ich, „das iſt genau daſſelbe, was Laube über die Schauſpieler ſagt, die ja Individuen ſind, die nie wiederkehren wie wir ſelbſt und für die wir alſo nur den wechſelnden Maßſtab unſerer eigenen Entwickelung haben. Schließlich werden meine Kinder auch einmal das Dahinſterben der Künſtler *ihrer* Zeit beklagen, und wenn ſie dann ſagen, daß ein Schauſpieler wie *Lewinsky* nicht wieder kommt, werden ſie recht haben."

— „Es iſt merkwürdig, dieſer Künſtler hat faſt keine Gegner und die gegen ihn ſprechen, erzählen immer nur, wie er jetzt in Das oder Jenes verfalle. Das geht aber ſchon Jahre ſo fort und mit ſeiner Vortrefflichkeit bleibt's beim Alten, es muß alſo mit dieſem „Verfallen" nicht recht ernſt ſein.

Winter 1867 bis Frühjahr 1868.

Weihnachten. Bücher. Hebbel. Abstimmung im Herrenhause über das Concordat.

Weihnachten 1867 brachte mir eine große Ueberraschung. Als der Christbaum verlöscht war und alle Gaben ihren Herrn gefunden hatten, zeigte sich eine mit dunklem Damast behangene Staffelei, hinter deren Hüllen des Dichters zwar noch unvollendetes aber wolgetroffenes Bild zum Vorschein kam. Er hatte einer uns nah' stehenden Dilettantin dazu gesessen, schon viele Sitzungen gegeben, noch welche zugesagt und Danksagungen für Weihnachtsüberraschungen flogen hin und her. So erhielt ich denn auch den beifolgenden Brief vom Originale des Bildes.

Verehrte gnädige Frau!

Eben hatte ich die Feder in die Hand genommen, um Ihnen für den Christbaum, mit dem Sie meine zweite Kindheit auch heuer erfreuten, zu danken, als ich Ihren Brief erhielt.

Ich legte die Feder weg. Also nicht ich war Ihnen zu Dank verpflichtet, sondern Sie mir; dafür, daß ich daß Opfer brachte, ein paar Stunden in meinem gewöhnlichen Lehnstuhle, meiner schmutzigen

Hausjacke der liebenswürdigen E. gegenüber zu ſitzen und mich abconterfeien zu laſſen.

Ich nehme es an! Wechſelſeitiger Dank, alſo kein Dank . . . Wir ſind quitt.

Nur eine Perſon Ihrer Familie ſchließt ſich von dieſer Abrechnung aus. Das iſt die gute Dora, die von mir nie etwas Gutes erfahren hat, und die mich doch mit prächtigen Blattmerkzeichen beſchenkte, welche auch ſogleich meinem Lope de Vega als Guadeloupe-orden umgehängt worden ſind. Auf dieſes jugendliche Haupt lege ich daher das ganze Gewicht meines Dankes.

Mit größter Verehrung

26. December 1867. Grillparzer.

Ich kann nicht über dieſe Zeilen hinweg gehen, ohne einer für Grillparzer charakteriſtiſchen Gewohnheit zu gedenken: es drängte ihn zu allem, was ihm angehörte, geringſchätzende Beiworte zu ſetzen und er konnte nie von ſeiner Perſon, oder ſeinem Eigenthum ſprechen, ohne ſich der Adjectiva: dumm, ungeſchickt, armſelig zu bedienen. So vermochte er auch nicht des grauen Gehrockes, den er zu Hauſe zu tragen pflegte, Erwähnung zu thun, ohne ihm das Prädicat „ſchmutzige Hausjacke" beizulegen.

Als ich bei meinem nächſten Erſcheinen (zu ſeinem Geburtstage) darüber ſcherzte, erwiederte er heiter, es geſchehe zur Abwehr, damit es Andere nicht ſagten. Ich traf an dieſem Tage Betty Paoli als Gratulantin und eben im Begriffe fortzugehen. Der Dichter entließ ſie mit lebhafter Freundlichkeit, die rückſichtsvolle Auf-

merkſamkeit ihres Begegnens dankbar anerkennend, und da ich von dem tiefen Ernſt ihres Weſens und Denkens ſprach, erwiederte er:

— „In ihrem eigenen Intereſſe ſollte man ſogar wünſchen, daß dies weniger der Fall wäre. Mit einem heiterern Charakter, einer weniger ernſten Lebensanſchauung würde ſie weit glücklicher ſein.“

„Sprechen Sie von Betty Paoli oder von Franz Grillparzer?“ frug ich.

Einen Augenblick ſah er mich befremdet an.

— „Sie mögen recht haben“, lachte er, „nur Schade, daß man iſt, wie man iſt und ſich's nicht geben kann.“ Er erörterte darauf die Urſachen und Anläſſe ſeiner Verſtimmungen, allerlei Verſuche, die gemacht wurden, ihm dieſelben fern zu halten ꝛc.

Als ich meinen nächſten Beſuch abſtattete, war die „Bill“ über Aufhebung des Concordates im Herrnhauſe zur Abſtimmung gelangt. Grillparzer war zu den entſcheidenden Sitzungen des Herrenhauſes aus ſeiner Abgeſchiedenheit hervor getreten, und das Aufſehen, das ſeine Erſcheinung in der Verſammlung unſerer Peers gemacht hatte, trug weſentlich bei, das Intereſſe für die Sache bei einem gewiſſen Theil des Publicums zu erhöhen. Der wichtige Staatsact wurde mit der Perſon des für denſelben gleichſam auferſtandenen, lebendig begrabenen Dichters in Verbindung gebracht und das Reſultat dieſer Abſtimmung immer mit Nennung ſeines gefeierten Namens begleitet.

In dieſer Zeit war auch das zu Weihnachten begonnene Bild fertig geworden, das zu Aller Freude in

unſerem Wohnzimmer prangte. Es drängte mich, nicht nur den warmen Dank für die ausdauernde Güte auszuſprechen, mit welcher der Greis zahlloſe Sitzungen für das Bild gegeben hatte, ſondern mich auch perſönlich um ſein Befinden nach der Anſtrengung im Herrenhauſe zu erkundigen.

Er legte, da ich eintrat, einen Band ſeines Shakeſpeare zur Seite, der, als ich heran kam, beinah' zu Boden gefallen wäre. Ich ſcherzte über die tadelloſe Wolerhaltenheit des im Geſchmack einer nüchternen vergangenen Zeit gebundenen Buches.

— „Das kommt daher", ſagte Grillparzer lächelnd, „daß ich ein alter Egoiſt bin, der niemandem ſeine Bücher mehr leiht. Nicht nur, daß man immer Gefahr läuft ſie gar nicht mehr wieder zu bekommen, riskirt man auch noch ſie beſchmutzt und zerriſſen zurück zu erhalten, was faſt noch ſchlimmer iſt."

Ich meinte für mich wäre das etwas anderes; daß meine Freunde und Verwandten mir gehörige Bücher läſen, das ſeien die Intereſſen des darauf liegenden Kapitales. Ich verlangte aber weniger Kapital als immer nur hinreichend flüſſige Intereſſen.

— „Und ich verlange wieder nur mein Kapital in Sicherheit zu wiſſen, damit ich gewiß bin es zu haben, wenn ich es brauche; dabei ſeh' ich aber zugleich, wie viel beſſer Sie ſind als ich, da Sie Ihr Kapital in Gefahr bringen für Andere —"

„Oder wie viel weniger ordentlich und ſorgſam ich mit meinen Büchern umgehe als Sie", fiel ich ein.

— „Oder wie viel mehr Vertrauen Sie in die Honettetät und Rückſichtsnahme der Andern ſetzen; und dieſe Anſchauung iſt wol für Sie als Frau eine richtige. Mir hat einmal Jemand ein Buch zurück gebracht, das ſo ſchrecklich ausſah und ſo nach altem Tabak und ſchlechter Luft roch, daß ich es unmöglich hätte in meinen Bücherkaſten zurückſtellen können, und ich es dem Ausleiher lieber ſchenkte. Das iſt aber eine fatale Sache, wenn ein ſolches Buch gerade ein Band aus einem ganzen Werke iſt."

„Wie das, was Sie da eben vor ſich haben", bemerkte ich.

— „Ich habe den „Othello" zur Hand genommen und leſe dies Stück vielleicht zum dreißigſten Mal, und immer wieder entdecke ich neue Schönheiten. Diesmal iſt es Desdemona's gar ſo lieblich reine und einfache Weiſe, dieſe Unſchuld, die vor den Blicken des Verdorbenen oder Mißtrauiſchen ſich wie Schuld ausnimmt und doch der Ausdruck der unbefangenſten Natur iſt. Es iſt ein rechter Beweis, wie dieſe unveränderlich dieſelbe geblieben iſt und bleibt, ungeachtet des Wechſels der Dinge und der fortſchreitenden Cultur. Ich wüßte nicht wie heute ein Dichter die edle und wohl bewahrte Tochter eines vornehmen Mannes — wie richtig iſt das wieder gedacht, daß ſie keine Mutter hat! — welche von der Leidenſchaft überraſcht wird, anders ſchildern ſollte als dieſe Desdemona Darum, wie geſagt, die Natur bleibt ſich gleich."

Grillparzer erwähnte hierbei der Dilettantin, die jüngſt ſein Bildniß vollendet, und welche gerade ſolch'

ein Weſen ſei, wie man es ſich in der Verklärung einer vergangenen Zeit denken könne.

„Das ſtimmt“, erwiederte ich, „in gewiſſer Weiſe mit dem überein, was Hebbel einmal von derſelben jungen Perſon ſagte, da ſie nach langer Krankheit genas und er ſeine Freude darüber äußerte.“ —

— „Und was ſagte er, der grimme Freund?“

„Sie ſei ihm“, „meinte er hier die Repräſentantin eines beſtimmten Typus, indem er in Wien viele junge Damen, aber nur ein einziges deutſches Mädchen kenne — das ſei ſie. Ich muß hinzuſetzen, daß ſeine Tochter damals noch ein Kind war.“

— „Das iſt recht hübſch geſagt und ich weiß ſehr gut, was Hebbel meinte mit ſeinem deutſchen Mädchen, aber ich mache keinen ſolchen Unterſchied, und jedes Mädchen, das durch ſein reines unbefangenes Weſen, durch ſeine Herzensunſchuld eine gewiſſe ehrerbietige Achtung einflößt, iſt für mich eine Dame, wenn ſie auch ein Bauernmädchen wäre. Uebrigens hat mich Hebbel vor vielen Jahren und als junger Dichter beſucht, ſich als ein artiger Mann gezeigt, mir jedoch ganz den Eindruck eines Norddeutſchen gemacht, ſo daß ich mir ſehr gut vorſtellen kann, daß immer ein beſtimmt nationaler Zug in ſeinen Vorſtellungen gewaltet haben mag, während ich im Gegentheil allezeit bloß die humane Seite im Auge habe und nur die ausgeſprochenſte Stammeseigenheit mich dahin bringt, mich an die Nationalität der Leute zu erinnern.“

Grillparzer frug, ob ich Hebbel gekannt; da ich dies bejahte, kamen allerlei kleine Züge des bedeutenden

Mannes zur Sprache, die er theils kannte, theils ſich gern erzählen ließ.

Wir waren ihm mit ſeiner Familie einſt in Schönbrunn begegnet, wo er, eine Semmel in der Taſche, zu ſeinem Liebling, der Fiſchotter, voraneilte. Obſchon eine große Menge Leute in der Menagerie war, befand ſich doch niemand beim Waſſerbehälter dieſes Thieres, das ſich in das innerſte Gemach zurückgezogen hatte und unſichtbar blieb.

„Unvernünftiges Thier", rief ich ſcherzend, „wenn Du das Publicum zu unterſcheiden wüßteſt, ſo kämſt Du jetzt hervor."

„Kluges Thier", rief Hebbel dagegen, „Du biſt ſatt und darum kümmerſt Du Dich um kein Publicum."

„Ein andermal entbrannte er in hochlodernden Zorn, weil eine meiner Freundinnen, ſelbſt eine hochbegabte Dichterin, einen Schriftſteller, den er (Hebbel) nicht achtete, „Dichter" nannte. — „Solche Menſchen", rief er heftig, „gelten als Dichter, weil die Leute wie alberne Kinder, die am Meeresufer Muſcheln ſammeln, jede Schale für ein noch nie dageweſenes Einziges, das nur ſie gefunden, anſehen und ſich nicht darum kümmern, daß ganze Berge ſolch' elenden Zeuges hinter ihnen aufgehäuft daliegen und daß ſie ſich nur umſehen dürften, um zu wiſſen, daß Das, was ſie in den Händen halten, bewundern und für etwas Beſonderes halten, armſeliger, hundert Mal dageweſener Plunder ſei." Hierauf empfahl er ſich und verließ ſehr aufgeregt das Zimmer. Am andern Tage aber traf ich, noch verlegen über dieſe Scene, Hebbel bei unſeren Freunden und war nicht

wenig überraſcht, als er mich ſehr freundlich begrüßte und des peinlichen Vorganges mit harmloſeſter Naivetät gedachte. Eine Miſchung idealer Anſchauungen mit ganz realiſtiſchen Auffaſſungen lag in der Tiefe ſeiner Natur, gab allen ſeinen Aeußerungen ein eigenes Gepräge, wie denn auch ſeine Krankheit und ſein Tod eben ſo abſonderlich waren wie ſeine ganze Erſcheinung, was nun alles, nach ſeinem Dahinſcheiden in beſter Manneskraft, im innigſten Zuſammenhange zu ſtehen ſchien. Denn die Urſache ſeines unerwartet frühen Todes — Erweichung der Knochen nannten es die Aerzte — ſoll eine höchſt ſeltene, ja bei Männern dieſes Alters faſt unerhörte Krankheit ſein, und dieſe mußte wol auf eben ſo ſeltenen und abnormen Anlagen einer körperlichen Organiſation beruhen, welche wiederum in gleicher Weiſe die geiſtigen Dispoſitionen beeinflußte, die ſich in den ſcharfkantigen Eigenthümlichkeiten des genialen Menſchen ausſprachen. Die blauen Kinderaugen, das dünne flachsblonde Haar und der nordiſch helle Teint ſtanden in grellem Gegenſatz mit den ernſten Zügen, dem dichten Vollbart und der hohen glänzenden Denkerſtirn mit ihren zuweilen ſtark hervortretenden Adern. Ganz abgeſehen von ſeinem Dichtergenius und dem Nimbus, welcher ihn als ſolchen umgab, wird er jedem, der ihm im Leben begegnete, unvergeßlich bleiben, denn er war individuell vom Wirbel bis zur Sohle und bei allem, was er that und ſagte, ganz er ſelbſt. Nur in der Art, wie er vorlas hatte er eine Aehnlichkeit mit einem Andern, nämlich mit Laube."

Grillparzer bemerkte, daß dies wohl die einzige

Aehnlichkeit sein dürfte, welche zwischen diesen beiden bedeutenden, aber ihrer Natur nach grundverschiedenen Männern bestanden habe. Das Gespräch kam auf den neuen Gebrauch dramatische Arbeiten mit Vorreden zu versehen und auf die eigenthümlichen Aeußerungen, welche in den Einleitungen Hebbel's unterliefen, ja wie er bei der leisesten kritischen Berührung sogleich auf's Aeußerste gereizt, nach einem Stock oder einer Keule gegriffen habe, um seinen Gegner durchzuprügeln oder niederzuschlagen.

— „In manchen seiner Stücke, in denen sich meisterhafte Stellen, Zeichen eines wahren Genius finden", fuhr Grillparzer fort, „merkt man das sogar durch. Uebrigens mißfiel mir immer die Wahl seiner Stoffe. Er erfreute sich an dem Verzerrten, an den Schattenseiten des Lebens, und die Verwickelung, nicht die Lösung war sein Element. Bei aller Großartigkeit und Kraft seiner Darstellung hat es ihm doch an dem Ideal wahrer Anmuth und Schönheit gefehlt, ohne daß er sich eines solchen Mangels bewußt zu werden vermochte. Darum begriff er auch nicht, was die Kritik an ihm auszusetzen hatte, sie erschien ihm als hämische Bosheit, die er nicht dulden wollte; und so empfand er Das, was ihm mangelte und was ihm in den Werken Anderer begegnete, nicht als schönes Maß, sondern als Beschränkung."

Ich gedachte hier seines geistsprühenden Wesens und daß es Denen, die mit ihm verkehrten, fast unbegreiflich war, wie er die leiseste Hindeutung auf eine Grenzlinie des Schönen, selbst die einfache Bemerkung, daß Dieses und Jenes in den Werken Anderer unschicklich oder ver-

letzend ſei, apprehendirte, nicht wie der Bucklige der ſich ſeiner Mißgeſtalt bewußt iſt, ſondern wie der Neger welcher ſeine ſchwarze Geſichtsfarbe für die richtige anſieht und ſich durch das Schönheitsideal weißer Hautfarbe als durch eine ungerechte und willkürliche Annahme beleidigt fühlt.

— „Und die weißen Menſchen, die uns einfach, normal, natürlich und ſchön organiſirt erſcheinen, unter denen wir unſere Geſtalten ſuchen und finden", fuhr Grillparzer fort, „waren ihm zu wenig wulſtig, zu blaß, zu farblos. Aber dennoch war er ein wahrer Dichter, ein genialer Menſch und jedenfalls einer von Denen, die nicht bloß wollten, ſondern mußten und nicht anders konnten."

Ich ergriff, da dies Geſpräch ausgeklungen, den Moment, um für die Sitzungen zu dem Bilde mündlich zu danken, allein Grillparzer ſchnitt mir ſogleich das Wort ab.

— „Wenn Sie das ein Opfer nennen, daß ich im Hausrock mit meiner Morgencravate zuweilen eine Stunde einem jungen Mädchen gegenüberſaß, das mit ſeinen freundlichſten Blicken in mein altes runzliches Geſicht ſah und mich auf's Angenehmſte unterhielt, ſo werden Sie niemanden finden, der ein ſolches Opfer nicht bringen würde. Darum bitte ich Sie, ſprechen wir nicht mehr davon. Es iſt mir ſchon zu viel für das gedankt worden, was mir ein wirkliches Vergnügen war, und ich wünſchte, man könnte ſich die Menſchen öfter mit ſo wenigem verpflichten."

Ich erwiederte, daß wenn es mir nicht geſtattet

wäre, darüber ein Wort zu ſagen, ſo würde mir vielleicht auch ein anderer Gegenſtand, von dem ich ſprechen wollte — nämlich das Erſcheinen im Herrenhauſe — verboten werden.

— „O nein, davon ſprechen Sie nur. Die Leute haben ſo viel Weſens daraus gemacht, während ich bei der Abſtimmung immer nur die Angſt hatte, es könnte einem von den Gegnern einfallen zu ſagen, der alte Taube wiſſe gar nicht, um was es ſich hier handle und ſolle daher auch nicht mitſtimmen. Mir wäre es darum auch gar nicht eingefallen in das Herrenhaus zu gehen; allein Graf Auersperg — Anaſtaſius Grün — dem wegen der Majorität bange war, kam mich bearbeiten und hat mich um elf Uhr abgeholt, wo es bis fünf Uhr aushalten hieß, und mir mein armer Kopf ganz weich wurde von der Anſtrengung; denn ich ſuchte doch mich durch meine Nachbarn ungefähr im Laufe der Dinge halten zu laſſen. Nun, Gott ſei Dank, es iſt vorüber und wäre ohne mich auch ſo vorüber gegangen."

Ich wandte ein, daß man das nicht wiſſen könne, nicht im Allgemeinen, noch weniger in dieſem beſondern Falle, wo ſelbſt die Leute, in denen ein warmes Herz für das alte Oeſterreich ſchlägt, leicht im Zweifel ſein konnten wohin ſie ſich wenden ſollten, und die nun durch das Erſcheinen des anerkannten Patrioten wußten, an was ſie ſich zu halten hätten. Aber außer dieſer Repräſentation im Hauſe habe dies beſtimmte Eintreten gegen die Concordatspartei gewaltig auf die Menge gewirkt, und die von ihr dargebrachten Huldigungen

ſeien der allgemeine Ausdruck eines warm empfundenen Dankes geweſen.

— „Ich habe die Menſchen nicht ſo bedürftig gefunden ſich dankbar zu zeigen als, wie es ſcheint, Sie. Es mag auch mein Fehler ſein. Unerklärlich aber bleibt mir, daß man einen alten zurückgezogenen Einſiedler, der nichts begehrt als Ruhe, mit Freuden- und Beifallsbezeugungen überraſcht und im Schlafe ſtört. Auch weiß ich nicht, wie ſie nur meine Wohnung erfahren haben — aber bis in die Nacht hat der Lärm vor dem Hauſe nicht aufgehört, als hätte ich allein die ganze Sache gemacht, mit der ich von ganzem Herzen einverſtanden bin, aber zu der ich nichts, nicht einmal einen Gedanken beigeſteuert habe."

„Wie können Sie das wiſſen!" erwiederte ich, „wer weiß das überhaupt, welchen Einfluß er übt durch ein Wort, eine beiſtimmende Geberde, und dazu bedarf es gar nicht der Bedeutung, die Sie haben! Aber ſei es wie es wolle; das werden Sie mir zugeben, daß wenn Sie ſich geweigert hätten Partei zu nehmen, den Gegnern damit eine große Waffe in die Hände gegeben geweſen wäre. Man dankt Ihnen alſo für Ihre Parteinahme, und dieſen Dank müſſen Sie hinnehmen."

— „Man dankt mir", ſagte Grillparzer lächelnd, „weil man mir jetzt wol will, weil man mir danken will, weil ich wieder in die Mode gekommen bin. Zur Zeit, da meine Stücke vom Burgtheater verſchwunden waren und die Leute nicht wußten, ob ich noch lebte oder nicht, da hätte ich können in's Herrenhaus kommen und wie Ariſtides gegen mich ſelbſt ſtimmen aus lauter

Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe, es wäre gar nicht bemerkt worden. Jetzt kommen sie in der Nacht unter mein Fenster wie zu einer Sängerin oder Tänzerin und wollen, ich soll da hoch oben im vierten Stock in der Nachtluft und Finsterniß meinen alten Kopf zum Fenster hinaus halten. Und am andern Morgen erzählen die Zeitungen oder eine Zeitung, ich weiß nicht mehr welche, ich wäre wirklich am Fenster erschienen und hätte gedankt. Man will sogar von einer Nachtmütze wissen, die ich aufgehabt hätte, die ich aber Gott sei Dank nicht besitze — ja, auch von einer Frau, die ich eben so wenig habe und die statt meiner gedankt haben soll."

„Die Hand auf's Herz", versetzte ich, „die Hand auf's Herz, es hat Sie doch gefreut, es mußte Sie ja freuen, dieser Ausdruck der Dankbarkeit eines ganzen Volkes, für welches Sie die wärmste Sympathie empfinden, mit welchem Sie sich stets identificirt haben."

— „Mein Gott, wenn man sieht für was man Dank empfängt und für was nicht, so wird man recht undankbar für diesen Dank und meint, daß man ihn eigentlich nur dem Zufall zu danken hat. Und genau genommen ist es auch so."

Mai 1868.

Esther.

Als ich einst im Familienkreise Grillparzer's gedachte und manche seiner Aeußerungen erzählte, pries meine Schwägerin und Namensschwester mich glücklich, nicht weil ich dem gefeierten Dichter begegnet sei, sondern weil ich den bedeutenden und ausgezeichneten Menschen in ihm kennen gelernt; und indem ich gedachte, welchen Werth es für sie haben würde, die Erinnerung an eine solche persönliche Begegnung durch's Leben mitzunehmen, brachte ich diese Milderungsgründe bei Grillparzer vor und bat um die Erlaubniß sie einmal vorstellen zu dürfen. Ich muß hier hinzusetzen, daß ich bei den Schwierigkeiten, die der alte Herr jedes Mal machte, wenn jemand, den er noch nicht kannte, kommen sollte, nimmermehr so unbescheiden gewesen wäre, ihn öfter mit derlei Bitten zu behelligen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß solche Besuche ihm doch eigentlich gar nicht unangenehm waren. Er frug oft theilnehmend hinterher nach den Leuten, die er auf solche Weise kennen gelernt, besonders wenn es Personen waren, an denen er ein gewisses Interesse nahm, indem sie der Kunst oder der Literatur angehörten, und zeigte sich,

wenn sie sich wiederzukehren erlaubten, so gütig und freundlich, daß man unmöglich glauben konnte ihn mit solchen Vorstellungen besonders beschwerlich zu fallen. Er betonte sogar, wenn später von ihnen die Rede war, immer ausdrücklich, daß er solche Bekanntschaft mir danke und es schien zuweilen beinah' als wenn es ihn erfreute, wenn Jemand zu ihm durchdrang. Ich scherzte oft, daß sein Haus wie das drehende Schloß sei, das vor dem muthigen Ritter Gawin, der auf seinem Roß hineinzuspringen wagte, sogleich still stehe und ihn alle Annehmlichkeiten zu Theil werden lasse. Darüber lachte Grillparzer, indem er spottend der Annehmlichkeiten gedachte, die sein Schloß zu bieten vermöge, und da meine Bitte gewährt wurde, ging ich mit meiner Schwägerin an einem schönen Maimorgen, nachdem wir beide am Abende vorher einer Aufführung der „Esther" im Hofburgtheater beigewohnt hatten, zu ihm.

Meine Begleiterin hatte einen großen Strauß Maiglöckchen mitgebracht und übergab sie mit einigen artigen Redensarten. Ich ergriff jedoch bald das Wort, um über die ersten Begrüßungen hinüber zu helfen, die für den Tauben peinlich waren.

„Sie reicht Ihnen sichtbare, vergängliche Blumen", sagte ich, „wir bringen Ihnen aber Beide unsichtbare, unverwelkliche Zweige eines grünen Kranzes, der gestern bei der Aufführung der Esther von tausend Händen in Gedanken für Sie geflochten wurde." Wir schilderten hierauf den Eindruck, den wir empfangen und freuten uns dessen in frohen und begeisterten Worten.

Grillparzer hörte uns freundlich an und erwiederte,

er höre, daß dieſe Bruchſtücke ſehr gut gegeben würden, und daß namentlich Fräulein Bognar in der Titelrolle Wunder wirke.

„Es freut mich", fuhr er fort, „daß dieſe kleine Arbeit, die ich hingeworfen — ich weiß ſelbſt nicht, wie ich gerade dieſen Theil ſo fertig hingeſchrieben, denn ich hatte ein ganzes Stück im Sinne — den Leuten ſo gefällt. Es kommt vermuthlich von der Darſtellung, die, wie ich von meinen Hausfräulein erfahre, nicht nur durch die Eſther, ſondern auch durch die Art und Weiſe wie Sonnenthal den König auffaßt und wiedergiebt, einen beſondern Eindruck hervorbringen ſoll, obſchon man, wie ſie meinen, Laube's leitende Hand vermiſſe."

Ich beſtätigte dieſe Bemerkung. Es ſchien mir ein Fehler der Inſceneſetzung, daß Bigthan, der ſich gleich beim Eintritt beklagt, daß man ihm, dem Neuangekommenen, die Hand entziehe, den beiden ihm Begegnenden Zares und Theres ſo fern ſtehen bleibe, daß die Schauſpieler zehn Ellen lange Arme haben müßten, um ihm über die Bühne hin die Hände zu reichen. Auch glaubte ich, daß Lewinsky den Haman zu ſehr als Idiot gebe.

— „Das iſt er nicht", fiel Grillparzer ein, „er ſoll ein geiſtloſer, aber dabei ſchlauer und berechnender Schranze ſein."

„Auch anderer Mißgriffe gedachte ich, die indeß nur Einzelheiten ſeien, während wir alle doch im Eindruck der vortrefflichen Darſtellung — der herrlichen Dichtung, im erhebenden Genuß des Ganzen geſchwelgt hätten."

— „Gleichwol ein unvollkommener Genuß", erwie-

derte Grillparzer, „denn dieſe Bruchſtücke ſind wirklich nur Theile eines ungeſchrieben gebliebenen Dramas; ich habe den Liebesſcenen nicht die Bedeutung gegeben, welche man ihnen beimißt, indem man das Stück damit abgeſchloſſen und keiner Steigerung mehr fähig hält. Die große Anzahl von Perſonen, die mit verſchiedenen Intereſſen auftreten, deren weiter keine Erwähnung geſchieht, zeigt ja ſchon, daß das Drama in dieſer Liebesſcene ſeinen Abſchluß nicht finden könne, ja ich hatte dieſelbe nicht einmal zum Actſchluß beſtimmt gehabt. Bei dieſer Gelegenheit iſt mir auch unter anderem aufgefallen, wie dieſe ſo bekannten Geſchichten doch eigentlich wenig bekannt ſind, denn ich bin von mehreren Seiten gefragt worden, woher ich die Namen genommen hätte, indeß ich mich doch ganz an die bibliſchen gehalten habe.“

„Wir wollten das gerne glauben, meinten jedoch, das beſte Mittel, das Publicum zu belehren, wäre, das, was die Schubladen des Schreibtiſches hier vor uns enthielten, preiszugeben.“

— „Die enthalten wenig, ſehr wenig, von der Eſther ſchon gar nichts“, antwortete Grillparzer. „Ich habe wol ziemlich alles vorher gewußt im Großen und Allgemeinen, den Gang und auch einzelne Scenen, aber aufgeſchrieben hab' ich mir immer wenig. Ich war jederzeit der Anſicht, daß es damit gehe, wie im perſönlichen Verkehre. Man findet Leute, die ſtets ſagen, was ſie früher einmal gedacht haben, oder was ſie gar bei dieſer oder jener Gelegenheit ſelbſt ſchon geſagt haben. Und die unterhalten Einen niemals. In der Dichtung

ist es fast ebenso; sie wird dadurch lebendig, daß man der persönlichen und augenblicklichen Eingebung, wie sie die Vorstellung der Person oder der Lage schildert, und in die man sich versetzt mit sich bringt, ihr Recht läßt. Der Dialog wird dadurch wahr und belebt, daß man sich gehen läßt, sich ausspricht; man unterhält sich dabei selbst, und wenn man sich selbst unterhalten, hat man den Andern auch unterhalten."

„Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten", rief ich dazwischen.

— „Richtig! und das ist mir auch stets der allerliebste Spruch von Rückert gewesen."

„Und was Sie da aussprachen", bemerkte ich, „stimmt mit dem Hebbel'schen Ausspruch überein, „man muß sich hüten in Gedanken das zu malen was erst an der Staffelei vollendet werden soll"

— „Ja, es ist ganz dasselbe. Man arbeitet dann mit eigener Lebendigkeit, indem man sich wol des Zweckes, aber nicht ganz der Mittel bewußt ist. Was Schiller die lichte Dämmerung der Gedanken nannte — ein Bewußtsein der Absicht ohne Deutlichkeit des einzuschlagenden Weges, — das war es auch bei mir, und ganz besonders bei der Esther, deren Ziel und Plan mir vorschwebte mehr wie eine Musik, ohne daß ich Notizen gemacht oder andere Theile, als die nunmehr bekannten ausgearbeitet hätte."

„Und haben Sie davon keine Erinnerung behalten?" frug ich. „Mich dünkt, ein Dichter, der mit solch' einem Stoff umgeht, könne das nie wieder ganz vergessen."

— „Das hat mich ja nach dem unglücklichen Sturz

ſo ſehr geſchmerzt, daß mir vieles ſogar für immer abhanden gekommen, und mir auch der Gang der Eſther nicht mehr erinnerlich iſt. Das weiß ich aber doch noch, daß der zweite Act mit einer Scene endet, wo Mardochai unter dem Thorwege auf Nachricht wartet, wie es Eſther, von deren Triumph beim Könige die Kämmerlinge ſchon unterrichtet ſind, ergehe. Haman, ängſtlich, wie ſich das alles wenden werde, denn auch ſein Schickſal wird oben entſchieden, findet hier den Mardochai, welcher als der Einzige, der ſich nicht vor ihm niederwirft, ihm ſogleich auffällt. Da er (Haman) in dieſem Momente nicht wagt, die Gemächer des Königs zu betreten, entſendet er den Thorhüter, um Kundſchaft einzuholen, und dieſer, der ſeinen Poſten nicht verlaſſen darf, ſtellt Mardochai an ſeine Stelle und lehnt den Hüterſtab als Zeichen ſeiner Würde an deſſen Seite. Hierdurch bekommt Mardochai als ſcheinbar befugter Thürhüter Gelegenheit, von einer durch Bigthan und die Königin Vaſthi angeſponnenen Verſchwörung Kunde zu erhalten, und der Act endigt damit, daß er Eſther auf verborgenen Wegen Warnung zukommen läßt, auf ihrer Hut zu ſein."

„O, ich verſtehe das ganz gut", rief ich, „denn damit ſetzt ſich ja das Stück ſo fort, wie ſchon von vornherein durch die erwähnte Anweſenheit Hiram's, des ſchwarzen Dieners der Vaſthi, durch die Charakteriſtik der einzelnen Höflinge, durch die Erſcheinung der Zares als Parteigängerin der verſtoßenen Königin die Anlage gegeben iſt."

— „Beſonders liegt das Motiv, daß das Stück in

der Liebesscene nicht seinen Abschluß finden kann, in dem Befehl, den Mardochai der Esther giebt, ihre Herkunft geheim zu halten. Das sollte den Knotenpunkt des ganzen Dramas bilden, in welchem ich Ideen von Staatsreligion und Duldung aussprechen wollte, die mich hauptsächlich auf diesen Stoff geführt hatten, und die Religion und nicht die Liebe sollte den Inhalt dieses Drama ausmachen, ja die letztere nur den Knoten in schöner Weise schürzen. Die Heirath des Erzherzog Karl, des Bruders vom Kaiser Franz, des Feldherrn in den Napoleonischen Kriegen, mit der Prinzessin Henriette, welche eine Tochter des Herzogs von Nassau-Weilburg und eine gar herrliche Frau — die allgemein geliebt und verehrt wurde — und eine Protestantin war, hatte eigentlich im Volk, das heißt in der Wiener Bevölkerung, auf solche Ideen geführt, die damals in Oesterreich noch ganz fern lagen und nun in der Gesellschaft und in den Familien zu vielerlei Gesprächen über Religionsfreiheit und derartige Dinge führten. Das war auch vielleicht mit ein Grund, weshalb es bei mir nicht zur Fortsetzung kam; denn ich hätte ja meine Arbeit vor der Polizei sorgfältig verbergen müssen, und solche Heimlichkeiten waren mir äußerst verhaßt."

Grillparzer wandte sich an meine Begleiterin und erzählte ihr, was ich schon wußte, daß zur Zeit von Kaiser Franz bei ihm strenge Untersuchung gehalten worden sei, ob sich keine staatsgefährlichen Schriften fänden.

„Ich kann mich nicht erinnern, ob Esther auch in biblischer Darstellung ihren Glauben verheimlicht",

ſagte ich, um das Geſpräch wieder auf den Gegenſtand zu lenken.

— „Ja“, erwiederte Grillparzer, „ſie verſchweigt auf Mardochai's Geheiß, daß ſie eine Jüdin, eine Angehörige der in der Babyloniſchen Gefangenſchaft befindlichen und dort verhaßten und verachteten Juden ſei, und darin ſollte die Schwere des Conflictes liegen. Ich habe die Verſchwörung gegen den König in einen gegen Mordanſchlag der Partei Vaſthi Eſther umgewandelt, von welchem Mardochai, wie ſchon geſagt, als Thorwächter Kunde erhalten und Eſther hat dem Könige mitgetheilt, daß ſie vor einem Anſchlag gegen ihr Leben gewarnt ſei. Und als die Kämmerlinge den Morgentrunk im dritten Act in goldenen Bechern darreichen, einen dem Könige und einen der Königin, fordert Ahasverus, mißtrauiſch gemacht, Eſther in Bigthan's Gegenwart auf, die beiden Becher zu wechſeln. Das liegt nicht in der Verſchworenen Abſicht; der König ſoll nicht ſterben, im Gegentheil, er ſoll leben für Vaſthi, und ſo fällt Bigthan ihm zu Füßen und geſteht ſein Verbrechen. Der König fragt darauf Eſther, wer ihr die Mittheilung dieſer Unthat gemacht, und ſie, um ihre Herkunft nicht zu verrathen, giebt vor es nicht zu wiſſen, ſie von einem Unbekannten erhalten zu haben, worauf Ahasverus befiehlt, den Unbekannten als einen, dem der König Dank ſchulde, in die Chronik einzutragen. Wie es in der Bibel ſteht.“

Der alte Herr hielt plötzlich inne; das Geſpräch hatte offenbar alte Erinnerungen geweckt. Er ſchien

sich zu besinnen und sah schweigend eine Weile vor sich hin.

„Und wie geht es dann mit der Entdeckung, daß Mardochai der zu diesem Danke Verpflichtende sei?“ frug ich schüchtern nach einer Pause.

— „Mardochai“, fuhr Grillparzer fort, „Mardochai, welcher Haman fortwährend die Ehrerbietung weigert, die er nur seinem Gotte darbringt, sich nicht vor ihm zur Erde wirft, nicht auf den Knieen vor ihm liegt wie es zu Susa üblich, erregt dadurch den Grimm des Mächtigen, der ihn für einen Feueranbeter oder Juden hält; da er ihn aber nicht allein vernichten kann, überträgt er seinen Haß auf alle Juden und beschließt diese Störrischen zu vertilgen, und Bigthan, welcher aus Babylon kommt, wo gleichfalls großer Widerwille gegen sie bestanden haben mochte, bestärkt ihn in seinen üblen Absichten. Haman stellt nun dem Könige vor, wie die Verschiedenheiten der Religionen im Staate nicht zu dulden seien, und welche Gefahren daraus entspringen können. Hier wäre eine große Scene über das Recht des Staates der Religion gegenüber, über die Stellung der Religion im Staate, über Glaubensfreiheit, politische Rechte und kirchliche Satzungen gekommen. Das ist gleich so ein Punkt gewesen, der mir alle Lust zur weitern Arbeit nahm; denn das hätte damals unter keiner Bedingung gespielt, vielleicht — ja ganz gewiß — nicht einmal gedruckt werden können. Und ich hatte, wenn ich etwas Dramatisches schrieb, immer die Vorstellung, das müsse gespielt

werden, und ohne dieſe Vorausſetzung hat mir die Luſt zu aller Anſtrengung, zu aller Arbeit gefehlt. Ja, und noch heute frage ich bei jeder Vorſtellung, von der ich höre, zuerſt: was hat das Publicum geſagt, und noch heute iſt meine Ueberzeugung, daß nur Das, was geſpielt wird — lebt. Es giebt wol ein Ausnahmspublicum, das dramatiſche Werke durch die Literatur kennen lernt, wie die beiden anweſenden Damen . . ."

„Ach", unterbrach ich Grillparzer, „halten Sie uns nicht für weiſer als wir ſind. Wir hatten Eſther geleſen, kannten ſie Beide genau, und doch waren wir ganz erſtaunt über Das, was wir ſahen, über die Verſchiedenheit des Eindrucks, welchen die Darſtellung gegen die Lectüre machte, und wir begreifen gerade darnach am Beſten, daß der Dichter nur für die erſtere arbeitet. Aber wie ſollte das Alles endigen?"

— „Ich habe das gar zu Grauſame in der heiligen Schrift gemildert. Die Galgen, welchen man aus äſthetiſchen Gründen in einem Drama füglich keinen Raum gönnen kann — obwol manche jetzt oder ſpäter anders darüber denken mögen — ſo wie die durch dieſe Todesart beabſichtigte Vertilgung der Juden, habe ich in die für ſie gewiß herbe Strafe der Auslieferung ihrer heiligen Bücher an die Perſer und die Unterdrückung ihres Cultus umgewandelt. Und wie ſie nun um ihres Glaubens willen verfolgt werden und in dem großen Jammer über den Verluſt ihrer Heiligthümer, welcher ja ihr Höchſtes und Theuerſtes, den Beſtand ihres Glaubens in Frage ſtellt,

und da ſich alles auf's ſchlimmſte für ſie geſtaltet, befiehlt Mardochai der Eſther für ihr Volk einzutreten und zu erklären, daß ſie den Verfolgten angehöre. Dieſe aber iſt durch Schweigen eine Königin geworden, durch Verheimlichen iſt ſie es geblieben; ſie mag auch den König lieben, um ſo weniger aber fühlt ſie Neigung das Schickſal der Vaſthi zu erfahren. Sie iſt auch nicht ſo rein geblieben als ſie war und ſchon durch den Zwieſpalt ihrer Stellung wird ſie demoraliſirt: — ich hatte ſie auch zur Liebes- und nicht zur Tugendheldin beſtimmt — und ſo weigert ſie ſich dem Gebote des Alten Gehorſam zu leiſten. Sie kann den König für die Juden gewinnen dadurch, daß ſie, die Geliebte, dem verhaßten Volke angehört, ſie kann ihn aber auch dadurch für ſich verlieren. Das ſollte wieder eine wichtige Scene werden, in welcher die ganze Gewalt und Autorität talmudiſtiſchen Prieſter- und Rabbinerthums ſich geltend machen konnte, durch welche die rebelliſche und gottesläugneriſche Tochter von der Hoffart der Welt zur Unterwerfung und zum Gehorſam unter die Herrſchaft des Glaubens gebracht wurde. Hierauf wäre die Scene gefolgt, die bibliſche, wo ſie es wagt ungerufen vor den König zu treten und Gnade findet vor den Augen des Gebieters, welcher nun auch zugleich bei Leſung jener Stelle in der Chronik von Eſther erfährt, daß der Unbekannte, welchem ſich der König zu Dank verpflichtet erklärt, gleichfalls ein Jude, daß es Mardochai geweſen. Das ſtimmt den launenhaften aſiatiſchen Despoten völlig um und läßt ihn Haman's Bosheit deutlich erkennen, die er zu ſtrafen be-

abſichtigt. Hinterliſtig fragt er den indeſſen herbeigekommenen Günſtling, wie er einen Mann belohnen ſolle für treue Dienſte, und Haman, der da meint, es könne nur von ihm die Rede ſein, ſchlägt vor den Verdienſtvollen auf einem prächtigen Pferde umherzuführen, das der höchſte Diener des Staates am Zügel halten ſolle und ihm königliche Ehren erzeigen zu laſſen. Indem er hört, daß Mardochai der zu Ehrende, er ſelbſt aber der Führer ſeines Roſſes ſein ſolle, wie das alles genau ſo in der Bibel zu leſen iſt, bricht er ſogleich zuſammen in der Ahnung, daß es mit ihm zu Ende gehe und er erkennt in Eſther, die nun offen als Jüdin auftritt, eine Feindin, mit welcher zu ringen nicht mehr in ſeiner Gewalt ſtehe. Im nächſten Act liegt er vernichtet, Gnade flehend zu der Königin Füßen, welche er zu umfaſſen ſucht; ſie weiſt ihn kalt ab, indem ſie dieſelben gleichgiltig auf die Bank oder auf das Ruhebett, auf welchem ſie ſaß, heraufzieht, und läßt Haman ſterben. Auch die Zares, welche eine aufopfernde Rolle für die Vaſthi geſpielt und ſich immer mehr gehoben hat, ſtirbt."

Grillparzer ſchwieg, offenbar angegriffen von der Gewalt, die er ſich angethan, entſchwundene Erinnerungen zu ſammeln und aneinander zu reihen.

„Und die Eſther?" frug ich nach einer Weile, in welcher wir der Freude über die Erzählung dieſes intereſſanten Planes und dem Bedauern, daß es beim Plane geblieben ſei Ausdruck gegeben hatten — „und die Eſther?"

— „Stirbt auch, ſtirbt auch, nachdem ſie eine Canaille geworden iſt", erwiederte der Dichter mit einer

Bewegung der Hand, welche andeutete, daß keine weitere Erörterung mehr von ihm zu erwarten sei, „stirbt auch, oder führt ein qualvolles Leben neben dem krankhaft erregten König, nachdem ihr selbst die Rolle Haman's zugefallen ist den Launen des Gebieters zu fröhnen und sie Mardochai, entweder weil er zu alt oder weil er auch schon gestorben, nicht mehr zur Seite hat, um sich gegen die nun sie allein bedrohenden Stimmungen des unstäten Despoten aufrecht zu erhalten."

Wir waren sehr verwundert, daß das holdselige Geschöpf, die Esther der ersten Scenen, so endigen sollte.

— „Sie muß sich gleich zu einer Entstellung der Wahrheit, zur Verläugnung ihres Glaubens bequemen. Darin liegt der Keim des Verderbens von Anfang an. Wie ich schon früher sagte, durch Unwahrheit ist sie Königin geworden und so ist die Unmöglichkeit sich Unschuld und Reinheit zu bewahren von vornherein gegeben. Sollte sie eine Tugend bleiben, so mußte die Verläugnung ihres Glaubens, die Weigerung ihn zu bekennen, weggelassen werden. Die Zwischenfälle, die das vorbereiten und die Umrisse, welche die Gestalt der durch Intriguen hart gewordenen Königin zeichnen, sind mir gänzlich entfallen."

Diese in der Erzählung nur wenige Seiten füllenden Mittheilungen hatten über anderthalb Stunden in Anspruch genommen, in welcher Zeit der Greis immer lebhafter gesprochen, während das Material längst entschwundener Ideen ihm immer reichlicher zugeflossen war, und er selbst sein Erstaunen aussprach wie er so

viel darüber noch habe aus seinem „alten Kopf“ zusammenbringen können.

Es schien unbescheiden ihn länger zu belästigen. Mit Dank und Freude schieden wir, und da ich später, als einmal von Esther die Rede war, zu Grillparzer's Verwunderung allerlei darüber wußte, dessen er sich selbst kaum mehr erinnerte, und ich ihm sagte, daß ich die Andeutungen, die er uns darüber gegeben, zu Hause aufgeschrieben hätte, ging er zu meiner großen Beruhigung stillschweigend darüber hin.

Winter 1868 und Februar 1869.

Schiller-Akademie. „Hannibal". Dichter-Monumente.

Grillparzer hatte gleich bei meinen erſten Beſuchen die Abſicht geäußert, dieſelben zu erwiedern. Ich legte aber Einſprache dagegen ein, daß er den Weg mache, die Treppe ſteige, und bat, wenn er ſolch freundlichen Vorſatz ausführen wollte, uns lieber einmal im Sommer, auf dem Lande die Gunſt ſeiner Gegenwart zu gönnen. Das nahm er ſich vor, ſprach jeden Frühling davon und bedauerte jeden Herbſt, daß es nicht dazu gekommen ſei. Als nun beim Abſchiede, um auf's Land zu ziehen, wieder von dieſem Beſuch die Rede war, bat ich, vorher Anzeige zu machen, da ich ſelbſt öfter abweſend ſein würde. Es erhoben ſich jedoch ſo große Schwierigkeiten, daß ich den gordiſchen Knoten am beſten zerhauen zu können meinte, wenn ich nächſtens einmal bei ſchönem warmen Wetter Vormittags mit einem Wagen daherkäme und den Dichter mit ſo vielen Fräulein Fröhlich als an der Partie theilnehmen wollten, in Triumph von dannen und zu Tiſch zu uns hinaus führte. Darüber aber gerieth der alte Herr in die größte Aufregung.

— „Nur das nicht", ſagte er mit gerungenen Händen, „nur das nicht. Jeden Morgen, wenn ich erwachte,

bei jedem Läuten würde ich erſchrecken und glauben Sie kämen und holten mich nach Meidling — und während mir bisher Ihr Beſuch immer angenehm war, würde ich mich von nun an förmlich davor fürchten."

Da ich dies nicht wünſchen konnte, wurde beſchloſſen, daß die Sache einſtweilen auf ſich beruhen und ich, wenn ich einmal nach Baden käme, Grillparzer dort aufſuchen ſollte. Als dieſe Abſicht zur Ausführung kam, begegnete ich im Bahnwagen Fanni Elsler, und indem ich ſie im Zauber ihrer Liebenswürdigkeit und unverwelklichen Anmuth vor mir ſah, von meiner Abſicht den Dichter zu beſuchen ſprach, und ſie in theilnehmendſter Weiſe ſich nach ſeinem Befinden erkundigte, entſtand der Gedanke und Wunſch, ſie gelegentlich einmal zu einem Beſuch bei ihm aufzufordern. Ich wußte, daß ihr Bild als eine der entzückendſten Erſcheinungen in ſeinem Andenken lebte, und da ich ihn in Baden nicht getroffen hatte, die Sache ſpäter im Herbſt einleiten wollte und von meiner Begegnung mit der genannten Dame ſprach, wurde er lebhaft angeregt, frug, ob ſie wirklich noch ſo ſchön und reizend ſei, wie man ſie ſchildere, und erging ſich in Erinnerungen, wie ſie namentlich in früheſter Jugend — ich glaube als „Milchmädchen" — einen unvergeßlichen Eindruck gemacht.

Ich konnte wol ſehen, daß ein Beſuch der Künſtlerin ihm ein hohes Feſt bereiten würde. Allein, ich war nicht ſo glücklich, ſie in jenem Winter in Geſellſchaft anzutreffen, und zugleich traten andere Dinge in den Vorgrund, welche Zeit und Kraft in Anſpruch nahmen.

Der Verein zur Errichtung eines Schiller-Denkmales in Wien hatte nämlich ein Damencomité berufen, um in gleichem Sinne mit ihm zu wirken, d. h. zur Herbeischaffung der fehlenden Mittel behülflich zu sein.

Das Comité bestand aus den Damen Baronin Ebner-Dubsky, Paula Frankl, Hofschauspielerin Gabillon, Gräfin Wickenburg-Almásy, Henriette von Wiener, Henriette Zimermann und mir.

Unter manch' mühevollen Aufgaben, die wir alle zu lösen hatten, da es galt eine Akademie zu veranstalten, ward mir der Auftrag, Grillparzer um irgend eine dramatische Kleinigkeit, vielleicht ein Bruchstück seiner noch unbekannten vollendeten Stücke, zu bitten oder wenigstens die Erlaubniß zur Aufführung des Fragmentes „Hannibal" für unsere Akademie, welche am 21. Febr. 1869 Mittags stattfinden sollte, zu erlangen.

Ich hatte Grillparzer in der letzten Zeit selten besuchen können und wurde beim Eintritt mit freundlicher Herzlichkeit begrüßt, indem der Dichter seine Zufriedenheit bezeigte, die Anführerin der Bande zu sehen — denn eine Bande seien wir ja, da wir darauf ausgingen, den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken.

Ich antwortete, daß er irre, daß ich nicht seiner Taschen, sondern seiner Schubladen wegen käme, in der That aber von der Absicht beseelt sei, nach meinen besten Kräften alles in Bewegung zu setzen, um irgend etwas für unsere Akademie zu erbeuten.

— „Ich kann Sie versichern, daß ich nicht das Geringste habe, was zu solch' einer Aufführung, wie Sie im Sinne haben, passend wäre."

„Und ich kann Sie versichern", erwiederte ich trocken, „daß ich sehr gut weiß, wie dies eine stehende Redensart bei Ihnen ist, und daß man die „Libussa", die „Esther", den „Hannibal" nur dadurch abgerungen hat, daß man sich daran nicht kehrte."

— „Man hat sich so lange nicht daran gekehrt", versetzte Grillparzer, indem er sich über mein peremptorisches Wesen lachend in seinen Armstuhl lehnte, „bis man mir Alles entwunden, was ich von solchen Dingen hatte. Witthauer, der damalige Redacteur von vielen Dichteralbums, Zeit-, Monat- und Wochenschriften, war mit Allem zufrieden, was ich ihm gab oder was er nahm, wenn es auch noch so flüchtig gesudelt war, und auf solche Weise sind diese ganz unbedacht hingeworfenen Scenen in's Publicum, manche sogar auf die Bühne gekommen."

„Und ich will Witthauer's Jüngerin werden", rief ich, „und nicht ruhen, bis ich Erfolge habe gleich ihm. Ich bitte Sie daher in meinem und Ihrem Interesse, machen Sie mir die Sache nicht allzu schwer und geben Sie gutwillig zur Verherrlichung eines andern deutschen Dichters ein kleines Almosen aus Ihrem reichen Schatze, etwa einen Act aus der „Rose von Toledo", oder ein paar Scenen aus „Kaiser Rudolf", die ja als vollendete Arbeiten in diesen Schubladen liegen."

— „Ich gebe Ihnen mein Wort, mein Ehrenwort", sagte Grillparzer nach einigem Besinnen, „daß ich, wenn ich etwas Passendes hätte, es Ihnen vor jedem Andern gäbe, allein ich bin rein ausgeplündert." Er

erzählte, wie er schon mehrmals ähnlichen an ihn gestellten Begehren aus dem gleichen Grunde nicht habe willfahren können, und da ich daraus die Vergeblichkeit weiteren Drängens ersah, zog ich mich auf die Vertheidigungslinie des „Hannibal" zurück.

„Wenn Sie schon so hartherzig gegen mich sind", erwiederte ich, „und unseren Wünschen kein Gehör schenken, lassen Sie mich doch nicht ganz unverrichteter Sache von dannen ziehen, überantworten Sie uns wenigstens, was Sie schon preisgegeben, und gestatten Sie die Aufführung des Hannibal."

— „Des Hannibal? des kleinen Bruchstückes? das ist viel zu kurz für eine Bühnendarstellung. Eh' der Zuschauer einen Eindruck empfängt, ist die ganze Scene vorbei."

„Das lassen Sie unsere Sorge sein", versetzte ich, „Ihr Name hat einen solchen Klang, daß es fast einerlei ist, was wir bringen, vorausgesetzt, daß es von Ihnen und dem Publicum neu ist."

— „In solchen Klängen irrt man sich sehr leicht."

Ich setzte auseinander, daß Sachverständige zur Aufführung riethen, während eben die Kürze der dramatischen Scene, welche hier in Frage stand, den Gedanken an eine theatralische Darstellung bei mir nicht hätte aufkommen lassen; daß ich jedoch überstimmt und von Leuten überstimmt würde, welche derlei Dinge erstens besser verständen als ich, zweitens aber darauf hinwiesen, daß auf dem Titel zu lesen sei: „Scene aus dem noch ungedruckten Trauerspiel Hannibal von Franz Grillparzer", und daß ich demgemäß stricte Ordre hätte zu be-

wirken, daß die vorhergehenden oder die darauf folgenden Scenen uns ausgeliefert würden.

— „Es existirt außer dem, was Sie kennen und was alle Welt in Händen hat, auch nicht ein Wort von dieſem Trauerſpiel, das nur in Witthauer's Phantaſie lebte. Ich hatte wol ſpäter einmal die Idee, einen Hannibal zu ſchreiben — aber Sie wiſſen ja, ich war ein fauler Menſch, ich kam nicht dazu. Jedenfalls wäre der Held darin auch zugleich der tragiſche Charakter geworden und nicht das Hauptgewicht der Perſönlichkeit auf Scipio gefallen, wie in dieſem Fragmente, während doch Hannibal das tragiſche Intereſſe für ſich hat, und in der Tragödie haben müßte."

Ich betonte, daß eben jener Zuſatz zum Titel uns zu der ſoeben geſtellten Bitte veranlaßt habe und daß, wenn wirklich nichts vorhanden ſei, was dieſe Scene zu einen beſtimmtern Abſchluß bringe, ich mich noch einen Schritt weiter vorwagen und um ein paar Zeilen, vielleicht nur einige Worte, bitten wollte, welche es möglich machten, den Vorhang herabrollen zu laſſen.

— „Der Beiſatz auf dem Titel iſt, wie ich ſchon ſagte, eine reine Erfindung des Herausgebers, um die ich mich nicht kümmerte, um ſo weniger, als ich nie gedacht hätte, daß man darauf verfallen könne, dieſes hingeworfene — ich möchte faſt ſagen Geſpräch — aufführen zu wollen. Es iſt gerade das Gegentheil von der Eſther — das iſt ein Bruchſtück aus einem Drama, welches beſtand, freilich nur in meinem armen Kopfe — und deſſen Idee und Ausführung mir vorgeſchwebt. Hannibal aber iſt eine ſelbſtſtändige Scene, die ich hin-

ſchrieb ohne Ueberlegung, ohne Vorbedacht auf Nachfolgendes, ohne Zuſammenhang mit Vorhergehendem, wie ſie ſich mir eben geſtaltete, da ich einmal den Livius wieder durchging; und ich meine man merkt ihr das auch an.“

Ich ſah dies ein und bemerkte, daß in der That keine Beziehungen auf außerhalb vorgehende Begebenheiten vorkämen; die beiden Charaktere, um die es ſich hier allein zu handeln ſchien, wären in dieſer Scene ſo vollkommen ausgeprägt daß allen weiteren Ausführungen das Intereſſe fehlen mußte.

— „Sie haben richtige Vorſtellungen, mich wundert nur, daß Ihre Sachverſtändigen dieſelben nicht theilen.“

„In meinem Comité“, erwiederte ich, „ſind zwei Dichterinnen, eine tragiſche Künſtlerin und noch andere verſtändnißvolle Frauen, die aber alle, ſo wie auch ich, nicht von dem Standpunkt der Kritik Ihres Hannibal, ſondern von einer Idee ausgehen, in welcher wir einſtimmig ſind, und dies iſt die Ueberzeugung, daß wir etwas von Grillparzer haben müſſen.“

— „Wenn die Bande darin einſtimmig iſt, wenn es durchaus ſein muß, und wenn Ihnen damit ein Gefallen geſchieht, mögen Sie's meinethalben aufführen, obwol ich Ihnen im voraus ſage, viel werden Sie nicht damit ausrichten. Ich waſche meine Hände in Unſchuld. Ich hatte es niemals zur Aufführung beſtimmt, nicht einmal daran gedacht.“

Ich dankte in großer Freude und da Grillparzer erſah, welchen Werth ich darauf legte, verſprach er, ohne

daß ich weiter davon Erwähnung machte, dem Hannibal, wenn es angehe, noch ein letztes Wort in den Mund zu legen. Er ließ ſich darauf ausführlich erzählen, wie ſich die Dinge im Comité begeben hatten, was eigentlich unſere Aufgabe war, und welche Mittel in Bewegung geſetzt wurden, um dieſelbe zu erreichen.

— „Wenn ich ſehe, was alles geſchieht und wie man bittet und bettelt — nicht um einem Lebenden zu Hülfe zu eilen — und auch da würde ich dagegen proteſtiren, ſondern um einen dahingeſchiedenen Dichter zu ehren, da muß ich ſagen, ich finde zwiſchen Mittel und Zweck keine Uebereinſtimmung. Wenn ich dächte, daß es jemals jemanden einfallen könnte, mir ein ſolches Monument zu ſetzen — woran glücklicherweiſe niemand denken wird — und ich wüßte, daß ſolche Mittel angewendet würden, daß man betteln ginge um Geld und hauſiren mit Billets, die man den Leuten aufnöthigt — und das alles, um einem Dichter eine Ehre zu erweiſen — wenn ich denken ſollte, ſo etwas geſchähe meinetwegen, es würde mir den Tod verleiden. Man könnte nicht einmal ruhig ſterben. Im Grabe müßte man ſich umkehren."

„Aber bedenken Sie doch", ſagte ich ſcherzend, da Grillparzer ſich in ſeinem Lehnſtuhl ärgerlich umherwarf und in großer Heftigkeit mit erhobener Stimme ſprach, „ich komme ja nicht wegen eines Monumentes für Sie — ſondern für Schiller."

— „Wenn ſie mir ein Monument ſetzen", fuhr er fort, nachdem ich mir einige Scherze über ſeinen Aerger erlaubt, die ihn lachen machten — „wenn ſie mir ein

Monument ſetzen wollten, das müßte zu Pferde ſein, dazu paßt meine Figur am beſten. Was ſie dem Schwarzenberg abgenommen, das könnten ſie mir zulegen, um es recht wahrheitsgetreu zu machen. Und man könnte doch wenigſtens ſitzen, das lange Stehen hielt ich nicht aus — aber als Reiterſtatue würde ich mich gut machen."

Er wurde ſehr guter Laune, lachte, ſpöttelte, rieb ſich die Hände und auf das projectirte Denkmal für Schubert übergehend meinte er, daß des Letztern Geſtalt ſich gleichfalls nicht beſonders zu plaſtiſcher Darſtellung eigne, daß aber ein ſolches Monument, wenn dergleichen überhaupt exiſtiren ſolle, in Wien doch ganz am Platze wäre und daß es ſehr paſſend ſei, wie das Gerücht gehe, dem großen Liederdichter im Stadtparke eine Büſte zu ſetzen.

— „Das freut mich und das finde ich ganz geſcheit", fuhr er fort, „denn es intereſſirt zu wiſſen, wie ſo ein Mann ausgeſehen, bei dem ſich alles Gedachte in Töne umgewandelt hat, wie dies bei Schubert der Fall war."

„Beſonders bedeutend und Geiſtesthätigkeit verrathend war Schubert's Phyſiognomie nicht", warf ich ein.

— „Aber doch weit intereſſanter als die lebensgroße Wiedergabe ſeiner Kleider und Stiefel, und jedenfalls prägt ſich doch in dem Kopf der Geiſt aus, während der Körper ſolcher Männer ſich ſelten, ja faſt niemals zur Darſtellung eignet und nur mit Mühe durch Mäntel, die ſie niemals getragen haben, verſteckt wird. Eine Büſte hat auch noch das für ſich, daß ſie keinen über-

mäßigen Aufwand erfordert, und daß also, wenn ein Verlangen nach solch' einem Andenken sich einstellt, ein derartiges Denkmal von einer Commune oder von einigen Freunden und Verehrern zu Stande gebracht werden kann, ohne Groß und Klein und am Ende gar Frauen — was mir am meisten leid thut — in Unruhe zu versetzen, in Anspruch zu nehmen, ja sogar zum Betteln zu mißbrauchen. Dagegen sträubt sich meine Natur. Verstehen Sie mich wol; nicht dagegen sträubt sich meine Natur, daß man großen Männern Denkmale setzt — diese werden, besonders wenn sie wirkliche Kunstwerke sind, immer ein mächtiges Mittel sein, den Volksgeist zu heben, man denke nur an das Alterthum — sondern gegen die Art und Weise bin ich aufgebracht, wie es hier geschieht. Daß man, um auf das frühere Gespräch zurückzukommen, um einen Dichter zu ehren, sammeln geht wie für „Abbrandler", dagegen muß ich Protest erheben. Findet der Gedanke, ein Schillermonument in Wien zu errichten, so wenig Sympathie, nun so findet er eben auch keine Mittel zur Ausführung zu kommen. Das ändert in der Bedeutung des Dichters nichts und liefert nur allenfalls den Beweis, daß es nicht die Millionäre sind, die sich für ihn begeistern, was wieder höchstens auf diese, nicht auf Schiller ein schiefes Licht wirft. Ich gestehe Ihnen aber aufrichtig, daß ich auch nicht zu Denen gehöre, die es für eine so wichtige, für eine nationale Sache halten, daß ein Standbild des Dichters in jeder deutschen Stadt stehe. Wenn ich mir denke, daß das so fortgeht und daß der Mann in engen Kniehosen in allen möglichen Attitüden, wie dies etwa

bei der Idealgestalt des Apollo angemessen war, auf allen Marktplätzen Deutschlands seine Arme gegen den Himmel reckt, oder mit der Feder in der Hand von sich streckt, so erwarte ich mir keinen besondern Eindruck davon. Ja es scheint mir wichtiger, daß seine Werke gekannt werden, als daß seine Gestalt gekannt sei."

„So sonderbar es aussehen mag, wenn ich jetzt scheinbar eine rückgängige Bewegung mache, nachdem ich Ihre Meinung gehört habe", versetzte ich, „kann ich Ihnen doch mein Wort geben, daß ich schon eh' ich kam, seitdem ich in diesem Comité bin und die Verhältnisse kennen gelernt habe, auf ähnlichen Gedankenwegen wandelte. Früge man mich heute, ob ich unter den gegebenen Bedingungen ein Schillermonument in Wien wünsche, ich sagte festen Muthes: Nein. Ja, ich glaube beinah, daß auch die ersten und feurigsten Urheber dieser Idee nach den gemachten Erfahrungen so entscheiden würden. Darauf kommt es aber jetzt nicht mehr an. Vielmehr ist es nun, da man einmal in die Posaune gestoßen und die Sache in Gang gebracht hat, eine Ehrensache für Wien und damit für uns alle geworden, daß dies Monument zu Stande komme, ja es wäre eine wahre Schmach wenn es nicht in würdigster, unserer Kaiserstadt angemessenster Weise zur Vollendung gelangte."

— „Und darin haben Sie ganz Recht", sagte Grillparzer, der mich mit sichtlicher Theilnahme angehört hatte und als ich fertig war meine Hand schüttelte. „Darin haben Sie nicht nur vollkommen Recht, sondern, das hatte ich Ihnen zuletzt noch sagen wollen. Einmal die Sache angefangen, kann jeder, der dazu gerufen

wird, nur wie Sie thun, denn jetzt, da es so weit gediehen, ist es gleichsam eine Nationalsache geworden vor den Andern — vor dem übrigen Deutschland. Darum gebe ich Ihnen nicht nur meinen Segen, sondern ich werde was ich beitragen kann, die verlangten Zeilen oder Worte für Lewinsky (Hannibal) recht bald schicken und wünsche Ihnen und Ihrer Sache von Herzen ein volles Gelingen."

Herbſt 1869.

Leipzig. Weimar. Die Familie Goethe. Freiheitsſinn.

In der letzten Novemberwoche von Leipzig heimgekehrt kam ich erſt anfangs December dazu dem verehrten Freunde einen Beſuch abzuſtatten, nachdem er ſich ſchon hatte nach mir erkundigen laſſen.

Als ich eintrat beugte ich mich ſcherzend als verlorne und reuig wiederkehrende Tochter, die ſo lange in der böſen Welt umhergefahren. Er kam lachend heran.

— „Nun, weil Sie nur wieder da ſind — bei ſolch' ſchlechtem Wetter in der Fremde! Das iſt ja entſetzlich!"

„Es iſt das Allerbeſte", ſagte ich, „wenn man ſeine Freunde beſuchen will. Um dieſe Zeit trifft man jeden zu Hauſe, kommt man jedem gelegen."

— „Und eben deshalb ſoll man auch zu Hauſe ſein, wenn die Andern heimkehren. — Nun, weil Sie nur da ſind — und geſund!"

Ich dankte, erzählte von Berlin, brachte Grüße von Laubes in Leipzig, von Goethes in Weimar.

Grillparzer frug wie es dem Erſtern in Leipzig gefiele und freute ſich, daß die Letzteren in Weimar ſeien, nicht in Jena, wie er gehört hatte; worauf ich berichtete, daß Laubes mit treuer Anhänglichkeit Wiens gedächten,

wie aber die Familie Goethe die Abſicht habe, des mildern Klimas wegen — wenn ſie ſchon nicht ſüdlicher gingen — für den Winter nach Jena zu überſiedeln, worüber Grillparzer wieder ſeine Verwunderung ausſprach.

— „Bei der künſtleriſch äſthetiſchen Richtung und den Geſundheitsrückſichten, die da walten, fragt man unwillkürlich, warum ſie nicht ihren Aufenthalt in Italien genommen haben. Man hat ein Gefühl, daß ſie gewiſſermaßen ein Anrecht darauf hätten — und man wundert ſich, daß ſie das Goethehaus, daß ja doch eine ſchwere Bürde für die Familie ſein muß, nicht damals, als darauf angetragen wurde, dem deutſchen Bundestage überlaſſen haben.“

„Wenn man die Geſchichte dieſes Hauſes kennt“, verſetzte ich, „könnte man eine Abhandlung über den verkannten Idealismus ſchreiben, welcher den Weltmenſchen, die nicht an das Daſein idealer Triebfedern glauben, wie der hartgeſottenſte Egoismus erſcheint. Das Scheitern des Goethehaus-Verkaufes lag einerſeits in den pietätvollſten Rückſichten von Seiten ſeiner Familie, andererſeits in allerlei Zufälligkeiten und Machinationen, deren Darſtellung zu weitläufig iſt. In der That konnten die Erben ſich nicht entſchließen, das Sterbezimmer des Ahnherrn in fremde Hände zu geben. Ganz Deutſchland würde ihnen das, wie ſie meinten, als eine Herzloſigkeit nachgetragen haben — während gerade das Nichtzuſtandekommen des Verkaufes den in Delicateſſe und Generoſität vielleicht ſogar zu weit gehenden Erben als Eigennutz gedeutet wurde. Wer ſie

kenne müſſe über eine ſolche Anſicht geradezu lachen — aber wie wenige Menſchen wiſſen die wahre Sachlage und ſo erſchienen ſie vielen im falſcheſten Lichte."

— „So wie ich ſie theils ſelbſt, theils durch Andere kennen gelernt habe, ſind es hochbegabte, fein geſtimmte Menſchen, als ſolche nicht allen verſtändlich und anders, als die Welt ſie beurtheilt."

Das Geſpräch kam auf Frau von Goethe, ihre eigenthümliche Stellung und wie ſie wo ſie in Deutſchland erſcheint vom Nimbus einer Art Fürſtlichkeit umgeben werde, wie ſich überall ſogleich ein kleiner Hofſtaat um ſie bilde. Ich erzählte wie ich den Master of Trinity College Dr. Whewell, den Humboldt Englands hier in Wien bei ihr eingeführt. Wie ſie ihn mit ihren Söhnen am Vormittage empfangen habe, ſtehend in der Mitte ihres Salons, im hellblauen Kleide mit den prächtigen, zu beiden Seiten des edlen Geſichtes herabwallenden ſchneeweißen Locken, mit der Würde und dem Anſtande einer Königin, mit der Herzlichkeit einer deutſchen Frau und wie Whewell und ſeine Gattin Lady Affleck ganz hingeriſſen waren vom dem Zauber ihrer Begegnung. Wie dieſer Zauber durch die Jahre keinen Abbruch leide, ja wie die geniale Kraft ihres Geiſtes, ihr reger Kunſtſinn, ihr poetiſcher Schwung jeden der ihr begegne, eben ſo feßle als die Lebendigkeit ihres Herzens, ihr wohlwollendes Eingehen auf fremde Sinnesweiſe ſie jedem unvergeßlich mache."

— „Wirklich bedeutende Menſchen", erwiederte Grillparzer", ſind immer zugleich auch ſolche, die etwas an ſich haben, das Andern wol thut und erfreulich iſt. Da-

rum machte ein Mann wie Lord Byron nicht den Eindruck eines großen bedeutenden Menschen — vielleicht wenn er älter geworden wäre. — Aber daß er noch so grün und sauer war als er schon als großer Dichter sich zeigen konnte, das zeugt nach meiner Meinung gegen ihn. Wenn man z. B. Shakespeare nimmt. Was mußte das für ein vollkommener Mensch gewesen sein der in jener Zeit der noch grellen Standesunterschiede durch die Annehmlichkeit seines Umganges alles zu fesseln wußte. Und auch unser Goethe — was wir immer von seiner oft kalten Weise wissen — an jener human liebenswürdigen Seite, welche die Menschen anzog, hat es ihm und gerade in seiner Jugend nicht gefehlt — später war er ja in einer in ihrer Art einzigen Ausnahmstellung am Hofe. — Haben Sie niemanden vom Hofe in Weimar gesehen?"

Ich berichtete wie wir so glücklich gewesen seien des Abends zum Thee bei Frau von Goethe den Großherzog zu treffen und wie wir in diesem Kreise und im Goethe'schen Hause geschwelgt hätten in den Erinnerungen an eine Vergangenheit, in welche wir uns thatsächlich versetzt glaubten. Wir fühlten uns in dieser Illusion noch bestärkt, als der Großherzog das Gespräch auf Deinhardstein's „Fürst und Dichter" lenkte und den Umstand hervorhob, daß der Wiener Poet Fräulein von Göchhausen, welche eine geistreiche und gescheite, aber boshafte und verwachsene kleine Person gewesen, die mehr gefürchtet als geliebt wurde, als eine schöne und liebenswürdige junge Dame dargestellt habe. Es wurde dabei eines an ihr durch Goethe verübten Muthwillens ge-

dacht, der ihr während eines Gartenfeſtes den Arm gegeben und ſie durch einen halb abgelaſſenen Teich hindurchgezogen habe. Frau von Goethe aber nahm ſich ihres Schwiegervaters an und behauptete, der loſe Streich ſei von Karl Auguſt ausgegangen, Goethe habe nur dabei geholfen. Es entſtand nun ein kleiner Streit, wer der Angeber des muthwilligen Scherzes geweſen ſei. Die Lebhaftigkeit des Geſprächs, die Art und Weiſe, wie von der einen Seite „vom Großvater", (Großherzoge) von der andern (Frau von Goethe), „vom Vater" geſprochen wurde, die Erwähnung der kleinſten Nebenumſtände, welche im Gedächtniß der Anweſenden doch nur durch die Ueberlieferung ihrer Eltern noch fortlebten, brachte uns in Gedanken wirklich um mehr als ein halbes Jahrhundert zurück und gab uns die vollſtändige Täuſchung, als wenn es ſich um gegenwärtige Verhältniſſe gehandelt hätte.

Grillparzer intereſſirte ſich für all' dieſe Dinge ungemein und ich mußte umſtändlich jede Einzelheit berichten. Da erzählte ich denn auch, welche Theilnahme jetzt noch am weimariſchen Hofe literariſchen und überhaupt allen geiſtigen Beſtrebungen entgegen gebracht werde; daß das erſt kürzlich zur Aufführung im Burgtheater gekommene Trauerſpiel „Roſamunde" von Joſ. Weilen in Anweſenheit des Großherzogs, während wir dort waren, über die Breter ging; daß auch die bildenden Künſte, namentlich die Malerei, durch das regierende Paar beſondere Ermuthigungen erfahren und wie der Großherzog, ſelbſt ein ausübender und warmer Kunſtfreund, uns zur Beſichtigung des Schloſſes eingeladen,

zu den vorzüglichſten Bildern von Preller, Hummel, Kalkreuth, namentlich zu den kirchlichen Frescogemälden von Wislicenus begleitet habe —

Grillparzer war ganz Ohr.

— „Sehen Sie", ſagte er, nachdem er auf's Angeſtrengteſte aufgemerkt hatte, „es iſt etwas Eigenes um das Leben an ſolch' einem Hofe — es iſt gleichſam ein geiſtiges patriarchaliſches Verhältniß im geſteigerten Maße und ich — o, ich kann mir ſehr gut vorſtellen, welchen Impuls das dem Dichter giebt, zu wiſſen, daß in einem ſolchen Kreiſe die Arbeiten eine theilnahmvolle Kritik, eine freudige Aufnahme erfahren. Obſchon — das muß ich ſagen — ſo ſehr ich mir das denken kann — ich hätte doch wohl nicht dazu gepaßt, weil ich, wie Sie ja wiſſen, von Natur aus ein ſchüchterner, in mich ſelbſt verſchloſſener Menſch war. Und dann gehört noch etwas dazu, was mir gefehlt hätte — das iſt die Hingebung; denn wie viel Zeit und Kraft hat Goethe dieſem Kreiſe — ich meine dem weimariſchen Hofe — mit all' ſeinen Maskenſcherzen, Puppenſpielen und Gelegenheitsgedichten gewidmet!"

„Ich glaube", verſetzte ich, „ſein heiteres, lebensluſtiges Temperament hat ihn ſelbſt daran Gefallen finden laſſen; denn ſonſt hätte er das ſo wenig über ſich gebracht als Sie. Und doch wer kann wiſſen, wie Sie geworden wären, wenn Ihre Jugend Sie in einen aufgeweckten, lebensfrohen fürſtlichen Kreis verſetzt hätte, wo Aller Augen auf den Dichter gerichtet und jeder, auch der unbedeutendſten Gabe freudiger Beifall zu Theil geworden wäre? Wenn . . ."

— „Nein, mein Temperament war dazu nicht geeignet. Ich habe ja in meiner Jugend eine Zeit, wenn auch nicht an einem Fürſtenhofe, ſo doch im Hauſe eines hochſtehenden Mannes gelebt. Sie wiſſen wohl, daß ich eine Weile beim Grafen Stadion zubrachte. Obſchon meine Stellung eine ſehr beſcheidene war, konnte ich, wenn ich darnach angethan geweſen wäre, mich leicht zu einer Art Mittelpunkt der Geſellſchaft machen; denn das ganze Haus war ein hochgebildetes und hätte ſich für einen jungen Dichter intereſſirt, der mit ſeinen Schöpfungen hervorgetreten wäre. Aber ich war ein ſcheuer Menſch, der die Einſamkeit, die Freiheit in ihrer tiefſten Bedeutung, die perſönliche Unabhängigkeit ſuchte. Ich mochte nicht einmal vom Beifall abhängig ſein, und dafür bin ich natürlich ſpäter beſtraft worden."

„Beſtraft", frug ich, „Sie beſtraft? Sie haben beſtraft, das Publicum beſtraft, das auf Eines Ihrer Stücke nicht einzugehen vermochte. Sie haben die Thür zugeſchlagen, um ſie nie wieder zu öffnen, was — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit — nicht recht war."

— „Ob es recht war oder nicht, darüber will ich nicht ſtreiten", erwiederte der alte Herr, offenbar von meinem Freimuthe in dieſer Beziehung nicht angenehm berührt; „aber ich bin eben ſo ein Menſch der ſich in die Anderen nicht ſchicken kann. Ich kann es wirklich nicht. Das Publicum hat mich nicht mehr verſtanden und ich verſtand das Publicum nicht mehr. Vielleicht hätte ich mir Mühe geben ſollen es zu verſtehen, aber ich habe mich mein ganzes Leben nicht in die Anderen finden können. — Ich kann nichts dafür."

Ich blickte vor mich und auf den Himmel hinaus. Grillparzer sah mich an, aber ich erwiederte den Blick nicht, um in bescheidener Weise den Mangel meiner Zustimmung anzudeuten.

— „Sie glauben es nicht", fuhr er fort, „weil Sie sich das Wesen eines Wildfanges nicht vorstellen — oder besser gesagt: sich einen Wildfang, der unzähmbar wäre, nicht vorstellen können. Ich war aber ein solcher und zwar in dem Grade, daß mir der Umgang mit Menschen nur zeitweise Bedürfniß, das Hauptverlangen meiner Natur aber Einsamkeit war — diejenige Einsamkeit, die allein Unabhängigkeit gewährt, welcher Hang mich von Vielem abgehalten hat, das ich vielleicht hätte thun sollen. Aber jedes Verhältniß, das ein fortwährendes Zusammensein oder auch nur ein öfteres pflichtmäßiges Verkehren — wie dies z. B. auch bei Stadion der Fall war — in sich schloß, hat mir Scheu eingeflößt. Denn da ich niemals rücksichtslos sein konnte, hat mir die Umgebung von Menschen immer einen Zwang auferlegt, dessen Last mir nur zeitweise durch gar liebe gute und vortreffliche Menschen, denen ich begegnete, aufgewogen wurde. — Warum lächeln Sie?"

„Ich habe", erwiederte ich, „zwei Anlässe zu lächeln — zwei Wahrheiten, die ich soeben aus Ihren Worten gefunden. Erstens, daß Sie, den man gewisser Worte wegen für einen conservativen Geist hält, daß Sie der freiheitsdurstigste Mann sind, den man sich denken kann."

— „Das bin ich, wenn Sie nämlich Freiheit mit

Unabhängigkeit verwechseln — was nicht daſſelbe iſt. Unter Freiheit verſteht man eine Freiheit des Handelns und der Bewegung, die oft die Freiheit eines Andern beſchränkt. Wer die Freiheit begehrt einem Andern eine Katzenmuſik zu bringen, der greift ſchon ſo ſtark in das Recht ſeines Nachbars ein, wie ich nie die Berechtigung dazu einräumen oder fordern möchte. Unabhängigkeit iſt aber nur das Bedürfniß mich um Andere nicht zu kümmern!"

„Richtig", fiel ich ein, „und der unabhängige Dichter hat ſich daher auch um den zufälligen Geſchmack eines Publicums nicht zu kümmen. Er geht ruhig ſeinen Weg."

— „Ich habe Ihnen aber gerade geſagt, daß ich das Recht der Katzenmuſik niemandem einräume."

„Ja", verſetzte ich lachend, „Sie geſtatten aber, daß man Ihnen Serenaden, Beifallsſerenaden bringt — und die eine Conceſſion ſchließt folgerichtig und auch nach dem Metternichſchen Syſtem die andere in ſich."

— „Ich weiß nicht auf was Sie ſich beziehen."

Ich erzählte, daß, als die vierzehnjährige Militairdienſtzeit, damals Capitulation genannt, abgeſchafft wurde, allgemeine Freude geherrſcht und da mein Vater redlich auch das Seine zu dieſer humanen Maßregel beigetragen hatte, ſo nahmen wir alle auch an der Sache Theil und freuten uns auf die Ovation, die man dem Erzherzog Karl als oberſten Befehlshaber der Armee darzubringen beabſichtigte. Da kam jedoch die Weiſung Demonſtrationen der Freude ſeien eben ſo wenig geſtattet als Manifeſtationen des Mißfallens."

— „Das war richtig gedacht nach der damaligen

Ordnung, denn die Erlaubniß die ersteren darzubringen gab ja auch die Berechtigung die letzteren an den Tag zu legen."

„Ja aber", fuhr ich fort, „eben deshalb muß der Dichter, welcher den Ausdruck des Beifalls hinnimmt, auch . . . Aber ich war heute so dreist wie noch niemals; und wissen Sie warum? — Weil Sie so besonders artig, verbindlich, galant gegen mich gewesen."

— „Galant? ich galant? Hört es denn niemand. Ist denn niemand in der Nähe?" rief Grillparzer lachend. „Meine Hausfräulein? wenn sie doch da wären! Das hat mir noch niemand gesagt."

„Und ich will Ihnen", versetzte ich, indem ich aufstand, „eh' ich das Weite suche, noch die zweite Wahrheit mittheilen, die ich heute gefunden. Ich habe nämlich neben Ihrem rothen Freiheitsdrang auch entdeckt, daß man, um Ihres Wohlwollens theilhaft zu werden — recht selten kommen — wo möglich große Reisen bei schlechter Jahreszeit machen und spät heimkehren müsse, um das Gefühl zu gewinnen, daß man Ihnen willkommen sei."

Grillparzer sagte scherzend, indem er mir meinen Pelz umlegte, daß der Himmel ja auch über Ein Schaf, das zur Heerde wiederkehre, mehr Freude empfinde, als über neunundneunzig dagebliebene, daß er nicht gerechter sein wolle als der Himmel, daß es aber bei mir auf einen hohen Grad von Verwöhnung und Verderbtheit hinwiese wenn ich jedesmal so empfangen sein wollte, wie nach fast dreivierteljähriger Abwesenheit.

Herbſt 1870 bis Januar 1871.

Zwei Polen in Weimar. Achtzigſter Geburtstag. Sparſamkeit der Frauen. Deputation.

Der Auguſt war kalt und regneriſch geweſen und als ich Mitte September von Marienbad kam, fand ich Grillparzer ſchon in der Stadt. Die ſchlechte Witterung hatte ihn ungeduldig gemacht; ärgerlich hatte er den Sommeraufenthalt in Baden aufgegeben und ſaß nun, ein Buch in der Hand, bei ſonnigem Wetter in ſeinem Zimmer nah' dem Fenſter an der gewohnten Stelle.

Er frug, wie es gegangen, ſprach aber ſogleich, da er erfuhr daß ich in Marienbad mit Familien verkehrt, deren Angehörige im Felde ſtanden, ſeine Verſtimmung und ſein Bedauern über die kriegeriſchen Vorgänge aus, welche der geprieſenen Humanität des neunzehnten Jahrhunderts ſo arg in's Geſicht ſchlügen, nur der Anfang eines langen Blutvergießens ſein würden und wollte von meinen Nachrichten nichts wiſſen.

— „Ich beklage", ſagte er, „die Zukunft Oeſterreichs — ich kann mit Preußen nicht ſympathiſiren — Frankreich wäre uns ein beſſerer Bundesgenoſſe als Preußen, das am Ende nicht Deutſchland, ſondern ſich im Auge habe, wie ja aus dem Annectiren Heſſens, Naſſaus,

und Hannovers hervorgehe, die man nicht zum Bunde, sondern zum Aufgeben der eigenen Selbstständigkeit zwang."

Ich wollte diese bessere Bundesgenossenschaft bezweifeln, in welcher der dritte Napoleon Oesterreich gerade so behandelt hatte wie der erste, indem er uns, weil er eines Krieges für sich und die Franzosen bedurfte, die Lombardei und später auch Venedig entriß; eine Bundesgenossenschaft, an deren Treulosigkeit und Habgier wir nur eben so gewohnt wären, daß wir uns nichts Bessern versähen. Wenn vom humanen Standpunkte aus uns die Franzosen leid thäten, müßte man bedenken, daß sie jetzt nur zurück erhielten, was sie an Demüthigung, Elend und Gewaltthaten seit Jahrhunderten über Deutschland gebracht hätten, bis endlich deutsche Mütter ein paar Söhne geboren, welche den deutschen Michel zu führen verständen und der Staatskunst unserer Gegner gewachsen seien.

— „Darin haben Sie Recht, und wie unangenehm diese Preußen auch sein mögen", erwiederte Grillparzer, „und wie betrübend vom humanen Standpunkte aus auch der Blick auf eine lange Reihe von blutigen Kriegen ist — denn das werden sich diese stolzen, tapfern, auf ihren Kriegsruhm eitlen Franzosen nicht gefallen lassen — sie werden sich ergeben, einen Frieden eingehen, wenn es nicht mehr anders sein kann, und sich ein anderes Mal zu rehabilitiren suchen — so traurig also, sage ich, eine Perspective auf lange blutige Kriege ist, das muß man Preußen zugestehen, daß die Regierung eine starke, daß sie weiß, was sie will und daß man seit Jahren

auf bestimmten Wegen fortgeht. Als Friedrich Wilhelm der Dritte durch die Anstrengung der ausgezeichnetsten Leute: Stein, Gneisenau, Scharnhorst und wie sie sonst geheißen, gerettet worden war, schenkte er ihnen sein Vertrauen und sie haben dann alles auf die Bahnen eines intelligenten Fortschrittes geleitet."

Ich erlaubte mir zu bemerken, daß es diesen Leuten doch gewaltig schwer gemacht worden sei.

— „Schwer, aber doch nicht unmöglich, während das Metternich'sche System nur alles zurückdrängen wollte — wer eine Vorstellung machte, fiel in Ungnade, wurde nie wieder angehört. Zu Maria Theresia's Zeiten war das anders — sie hat aus Widerwärtigkeiten gelernt, sie hat wahre Freunde gehabt und sich vieles abnöthigen lassen durch die Macht der Vernunft und die Gewalt der Verhältnisse, welche ihrer Einsicht einleuchteten und sie zu veränderten Maßregeln bewogen ... Es wird oft von Leuten gesprochen, die in Kunst und Wissenschaft das wahre Talent förderten, von Monarchen, die Großes leisteten und von denen es heißt, sie seien ganz unbedeutende Menschen gewesen, die sich von fremdem Rath hätten leiten lassen, überall von ihren guten Rathgebern beherrscht worden wären. Das ist ganz verkehrt! Um die eigene Mangelhaftigkeit zu erkennen und die rechte Capacität für eine gewisse Sache zu errathen, sich zu verläugnen, sich ihr unterzuordnen, dazu bedarf es einer Erkenntniß, eines richtigen Instinctes und eines ausdauernden Charakters, die an und für sich schon den Menschen, der solche Eigenschaften hat, zu etwas machen. Und wenn ich höre, daß einer ein dummer Mensch sei,

aber geſcheiten Rath anhört und befolgt, muß ich lachen. Denn um den geſcheiten Rath als ſolchen zu erkennen, muß man ſelbſt ſchon ein geſcheiter Menſch ſein, wenn man auch gerade ſelbſt ſchwierigen Lagen nicht gewachſen iſt. Louis Napoleon iſt offenbar ein derartiges Individuum, denn ſeit Walewski, Morny und wie ſie Alle geheißen haben, die durchtriebenen Politiker die ſeinen Thron gehalten haben, ihm fehlen, ſeitdem macht er einen falſchen Schritt nach dem andern, und da er durch ſein intriguantes Syſtem lauter Feinde großgezogen hat ſind ihm die Dinge über den Kopf gewachſen, ſo daß ſeine eigene Hauptſtadt ihn ohne Widerrede abſetzt. Aber laſſen wir das. Es intereſſirt mich vielmehr zu erfahren, wie es Ihnen in Marienbad gegangen. Unter Andern möcht' ich wol wiſſen, ob dort noch Erinnerungen an Goethe vorhanden ſind?"

Ich berichtete wie ich allem Derartigen nachgeſpürt, aber ſehr wenig gefunden habe. Das Haus, wo er gewohnt, ſteht noch und es wird eine dunkle Geſchichte erzählt, daß der Kaiſer von Rußland (Alexander?), als er ſelbſt einmal in der Curzeit alle Räumlichkeiten deſſelben inne hatte, da Goethe kam, ihm das gewohnte Zimmer habe einräumen laſſen. Aber niemand lebt mehr, der auch nur traditionell ſicheren Beſcheid geben konnte. Hingegen war der Goethe-Platz, ein auf halber Höhe eines waldigen Hügels gelegener Spaziergang, der Ort nach welchem wißbegierige Curgäſte gewieſen wurden.

Das Geſpräch kam auf das ſchlechte Wetter und auf die Lectüre dieſes Sommers. Grillparzer hatte zu

der Badener Leihbibliothek ſeine Zuflucht genommen und ſprach mit Achtung von gewiſſen Talenten zweiter Größe, die das Publicum, das außerhalb dieſer Leih-Inſtitute leſe, gar nicht kenne. Namentlich hob er die Schriften Galen's (Lange's), die meiſtens auf die Inſel Rügen Bezug haben, hervor und ſchien ſich für das kleine Werk Bratranek's — „Zwei Polen in Weimar" — zu intereſſiren. Es behandelte die zur Zeit der achtzigſten Geburtsfeier im Goethe'ſchen Hauſe waltenden geſelligen Verhältniſſe und beſtand aus Briefen, die der polniſche Dichter Odyniec darüber geſchrieben, Bratranek in einer alten Krakauer Zeitſchrift entdeckt, überſetzt und Ottilien von Goethe gewidmet hatte. Dieſe ſchrieb nach Marienbad, daß, ungeachtet mancher auf Perſönlichkeiten bezüglichen Unrichtigkeiten, kein Schriftſteller die Darſtellung des im Goethe'ſchen Hauſe zu jener Zeit herrſchenden Tones ſo gut getroffen habe, als dieſer Pole, und da Grillparzer dies hörte, wünſchte er das Buch zu ſehen. Ich ſandte es natürlich mit größter Freude, allein es war Urſache, daß ich längere Zeit mied einen Beſuch zu machen. Denn jene zu Goethe's Jubelfeier veranſtalteten Feſtlichkeiten erinnerten allzu ſehr an Das, was ſich für Oeſterreichs Dichter zu gleichem Zwecke eben vorbereitete, und dieſe Vorbereitungen konnten nach ſeiner Sinnesweiſe ihm nichts weniger als angenehm ſein. Aus den Zeitungen erfuhr er täglich, welche Anſtrengungen gemacht wurden, um ihn zu ſeinem achtzigſten Geburtsfeſte zu überraſchen und dieſen Tag zu verherrlichen, und gute Freunde erzählten ihm von dem tactloſen Betragen ſo Mancher,

die in wohlmeinender, aber zudringlicher Weise Beiträge zu einer Stiftung sammelten, welche seinen Namen tragen sollte. Als ich jedoch zu Neujahr erschien fand ich ihn sehr munter. Der kleine Fußteppich, den wir zu Weihnachten gestickt, lag unter dem Schreibtische ausgebreitet, ein Umstand, welcher bei der vorherrschenden Abneigung gegen jede Neuerung oder Veränderung als ein Zeichen guter Stimmung gelten mußte, und da ich eintrat rief er mir freundlich

— „Ah, meine Frau Astronomin!“

entgegen. Auf meine Frage wie es gehe, erwiederte er in heiterem Tone:

— „Schlecht — o schlecht! Ich bin tauber als je und jetzt wollen alle kommen und mit mir sprechen. Ich helf' mir freilich damit, daß ich jeden reden lasse, was er will — was ja auch bei Nicht-Tauben das Klügste ist, was sie thun können. Da kam gestern ein Verwandter, ich hörte ihm sehr aufmerksam zu bis an's Ende, allein ich weiß nicht ein Wort von dem, was er gesprochen hat.“

Auf meine scherzhafte Bemerkung, wie schmeichelhaft und erfreulich dies für Besucher sei, sagte der alte Herr etwas Freundliches, wofür ich wiederholt betonte, daß es ja nicht darauf ankäme, daß er verstände, was die Anderen sprächen, sondern nur darauf, daß die Anderen hörten, was er sage.

— „Und doch ist es gerade als wenn die Anderen taub wären und mich nicht verständen. Allen möglichen Unsinn erzählen sie, den sie von mir wollen gehört haben. Und nicht genug damit, sie lassen ihn auch noch

drucken. Letzthin ſtand erſt wieder in der Zeitung, ich hätte geſagt, Thoas ſpräche wie ein Weimarſcher Hofrath. Ich habe allerdings das Wort Hofrath ausgeſprochen, allein es bezog ſich auf die ganz untergeordnete Perſon des Abgeſandten *), der in etwas ſteif gemeſſener Weiſe auftritt. Von dem ſagte ich ſcherzend er ſpräche wie ein tauriſcher Hofrath. Von Thoas ſo etwas zu ſagen wäre geradezu eine Dummheit. Solches Geſchwätz macht mir Begegnungen mit Fremden immer ſchwerer und man ſieht daraus, daß die Leute nur kommen, um irgend etwas zu haben für die Zeitungen."

Ich erwiederte, daß das unſer alter Zwiſt ſei — „Nein und abermals Nein, die Menſchen drängten ſich in dieſen Tagen nicht aus Neugier heran, ſondern aus wahren Intereſſe und herzlicher Theilnahme."

— „Davon habe ich bisher wenig bemerkt — einige Ausnahmen abgerechnet", ſetzte er ſich verbeſſernd hinzu.

„Sie ſind ungerecht", rief ich. „Ich hätte bald etwas Schlimmes geſagt —"

— „Sagen Sie 's nur —"

„Sie werden mich tödten", erwiederte ich ſcherzend.

— „Sie wollen mir ſchmeicheln — ich ſeh' gerade darnach aus —"

„Ich wollte ſagen", verſetzte ich zögernd, „das iſt Männerlogik."

— „Oho."

„Ja", fuhr ich fort, „Sie ſperren ſich ein, Sie halten ſich den Menſchen fern, man wagt ſich nicht heran an

*) Arkas?

Sie; Ihnen seine Huldigung darzubringen wäre ein Kunststück! — Was sollen die Leute thun, damit Sie die Liebe und Verehrung bemerken, mit welcher man Sie umgiebt."

Grillparzer meinte, daß diejenigen, die es ihm gut meinten, dazu doch Mittel und Wege fänden.

Das Gespräch drehte sich hierauf um Familienverhältnisse und Tagesbegebenheiten und wurde durch die Nachricht unterbrochen, daß Diener des Burgtheaters da wären ihre Neujahrswünsche darzubringen. Ein Heft wurde auf den Schreibtisch gelegt und Grillparzer erhob sich, öffnete eine Schublade und sandte von einem Häufchen bereit liegender Guldennoten ein Päckchen hinaus.

Ich machte Glossen darüber, daß fromme Wünsche hier so gut honorirt würden und da ich erfuhr, wie viele derartige kostspielige Huldigungen dargebracht würden, meinte ich, das beste Mittel dagegen sei die Prämie dafür herabzusetzen.

— „Darin sind alle Frauen gleich; sparen und ersparen wollen sie alle und sie haben ganz eigentlich eine Leidenschaft dazu. Ich glaube, wenn man ihnen die Wahl ließe, ein Kapital auf einmal zu erwerben, geschenkt zu bekommen oder es mühsam zu ersparen, ich glaub' wahrhaftig, sie wählten das letztere."

„Für den Spott ist allezeit gesorgt", erwiederte ich, „bald nennt man uns knauserig und geizig, bald sind wir Verschwenderinnen, die aus Putzsucht und Freude am Luxus die armen Männer zu Grunde richten."

— „O ja, solche giebt es auch, aber das ist eine

andere Gattung, das ſind ſchon egoiſtiſche und verderbte Frauen — aber die braven und guten, die ich meine, ſind durchaus ſparſam. Nicht einen Gulden laſſen ſie Einem geben, ohne zu bedenken, ob nicht ein halber auch genug wäre."

„Aber ſie geben den ganzen ſelbſt, wenn ſie es am Platz finden und wollen nur nicht, daß etwas verſchleudert werde", erwiederte ich. „Wenn Sie aber ſchon ſolche Beobachtungen anſtellen, werden Sie auch bemerkt haben, daß die guten Frauen, von denen Sie zu ſprechen ausdrücklich hervorhoben, daß dieſe nur ſparen, um geben zu können. Frauen, die für ſich ſelbſt knauſern, giebt es gewiß weniger, als geizige Männer."

— „Ja, das iſt wahr, und ich ſage noch mehr! Die Frauen ſind wohlthätig und wenn ſie geben, ſo iſt das ihre Stärke — ſie geben mit Bewußtſein, ſelbſt wenn ſie mehr geben, als ſie ſollten und wollten. Das Geben iſt ihre Kraft — bei uns, wenigſtens bei mir iſt es nur Schwäche."

Ich ſuchte Grillparzer aus ſeiner eigenen Handlungsweiſe zu widerlegen; er gab jedoch, was ich vorbrachte, nicht zu, und ſo mußte ich zu einem äußerſten Argument greifen. Vor einigen Jahren kam der Dichter Sch . . . hierher, um die Aufführung eines Stückes auf dem Burgtheater zu leiten, und erkrankte plötzlich. Grillparzer, der davon erfuhr, Sch . . . aber nur ganz wenig kannte, wurde ſo ergriffen von den möglichen Eventualitäten einer ſolchen Lage, daß er Fräulein Kathi Fröhlich erſuchte, ſich nach den Umſtänden des Fremden zu erkundigen, um ihn, wenn er deſſen bedürfte,

auf zarte Weise mit den nothwendigen Mitteln zu versehen. Es ergab sich jedoch, daß der Kranke in guten Verhältnissen lebe und in einem der ersten Hôtels wohne. Auf diese Geschichte mußte ich mich beziehen, um meinen Gegner der Unwahrheit zu überführen und über seine Selbstverläumdungen zu scherzen.

— „Haben Ihnen die Fröhlich das erzählen müssen! Ich kann mir denken, mit welcher Vorliebe sie so etwas berichten ... Und sehen Sie, gerade das beweist für mich! Es that ihr beinah' leid, daß Sch ... in so guten Verhältnissen war, weil dadurch die Gelegenheit wegfiel, mich als großmüthigen Menschenfreund und Dichtercollegen hinzustellen — während ich mit meinem kalten Sinn froh gewesen bin, daß Hülfe überflüssig war und ich mein Geld behalten konnte."

Wenige Tage vor dem achtzigsten Geburtsfeste (am 12 Januar) ging ich wieder zu Grillparzer. Ich wollte ihn darauf vorbereiten, daß eine Damendeputation zu ihm kommen würde, und die Namen der Frauen vorher nennen, die er, wenn mehrere um ihn her wären, möglicher, ja wahrscheinlicher Weise nicht verstehen würde. Als ich das Haus betrat, erblickte ich zwei männliche Gestalten, eine kleinere, brünette untersetzte, eine große blonde, hagere in schwarzem Frack und hellen Handschuhen, offenbar eine Deputation. Da ich die Herren mit dem Hausbesorger sprechen sah, eilte ich rasch an ihnen vorbei die Treppe hinauf, um meine Angelegenheit vorzubringen, eh' man mir nachkam, und freute mich, den Jubilar ungemein guter Laune zu finden. Ich berichtete schnell, daß Gratulanten mir auf dem Fuße

folgen und daß ich etwas Unangenehmes mitzutheilen hätte.

— „Gott im Himmel, was denn?“

Ich erinnerte Grillparzer, wie er mir immer geſagt, den Gefallen, ſeinen achtzigſten Geburtstag zu feiern, werde er mir doch nicht erzeigen, und ich käme nun —

— „Warten Sie nur — er iſt ja noch nicht da — es fehlen noch drei Tage — was kann in drei Tagen alles geſchehen!“

Ich glaubte meiner Sache ſicher zu ſein, erzählte mit wenigen Worten den Hergang und daß am Sonntag eine Deputation von drei Damen bei ihm vorſprechen würde. Grillparzer lobte mit allzu freundlichen Worten meine Vorſorge, da er ſonſt gewiß, wenn mehrere zugleich kämen, keine Ahnung haben würde, wer die Anweſenden ſeien, wenn es ihm auch noch ſo laut zugeſchrieen würde. Er frug hierauf nach der Deputation der beiden Herren, welche ich als auf der Treppe herankommend angekündigt hatte, und ſagte, wie ſchwer es ihm werde, derlei Beſuche anzunehmen, bei welchen er vermuthen müſſe, ja gewiß ſei, daß jede Ungeſchicklichkeit, die er aus Verlegenheit begehe, weiter erzählt würde.

Ich erwiederte, das werde bei uns Damen gewiß nicht der Fall ſein; er möge die Verſicherung annehmen, daß ob er ſprechen oder ſchweigen, was er thun oder ſagen werde, wir es nicht weiter erzählen wollten; wenn daher irgend etwas darüber gedruckt erſcheinen ſollte, möge er es als freie Erfindung des „Federviehes“ anſehen.

— „Wenn ich das weiß, werde ich mir gütlich thun und mich recht närriſch geberden", ſagte Grillparzer lachend; aber in dieſem Augenblicke öffnete die Dienerin die Thür und meldete:

„Eine Deputation der Volksſchullehrer."

Schnell erhob ſich der Greis und wollte mich noch an die Thür geleiten, als der Blonde und der Braune, die ich bereits im Thorwege geſehen, mit ehrerbietigem Gruß eintraten.

— „Meine Herren", ſagte Grillparzer mit Würde, indem er ſeine abgemagerte, zuſammengekrümmte Geſtalt nach Möglichkeit aufrichtete — „Sie ſehen einen alten tauben Mann vor ſich."

Während der Blonde mit feierlichem Ernſt die Worte begann

„Die Volksſchullehrer wenden ſich durch uns an Sie, Herr Hofrath . . ."

ſchlich ich leiſe hinaus. Selbſtverſtändlich habe ich von dem, was ſich während der Anweſenheit unſerer Deputation begab und geſprochen wurde, auch nichts erzählt oder niedergeſchrieben.

Februar 1871.

Nach dem achtzigſten Geburtsfeſte. — Familie Stadion.

Zur Zeit der achtzigſten Geburtstagsfeier Grillparzers hatte ich dem Grafen Karl Lanckoronski verſprochen ihn bei dem Dichter einzuführen und demgemäß bald nach dem Feſte die Bitte angebracht, den jungen Mann vorſtellen zu dürfen, indem ich zugleich anführte, wie dieſer durch ſeine Verwandtſchaft mit dem gräflichen Hauſe Stadion in den Traditionen pietätvoller Verehrung aufgewachſen, außerdem durch ſeltene Bildung und noch ſelteneres Verſtändniß für Kunſt und Poeſie der Theilnahme der Beſten werth ſei.

— Grillparzer antwortete in freundlichſter Weiſe, „daß wer ſo feurig empfohlen werde ihm gewiß willkommen ſei, daß ein Angehöriger jener Familie aber jedenfalls ein beſonderes Anrecht darauf habe herzlich begrüßt zu werden. Nur möchte auch er nicht in dem Zuſtande von Auflöſung, in welchen ihn ſein achtzigſter Geburtstag verſetzt, ſich einem jungen Mann zeigen, der ſich ſpäter vielleicht wieder daran erinnern könne und er bitte daher um vierzehn Tage Aufſchub, bis er wieder ſo weit „in Stand geſetzt“ ſei als dies überhaupt bei ihm noch möglich.

Nun aber war der zu diesem Aufschub bestimmte Termin längst vorüber und ich eilte in Begleitung des Angemeldeten nach dem wolbekannten Hause, nach den wolbekannten Stuben, in deren erster am Fenster der prächtige Lorbeerbaum stand, welcher, aus schönem grünem Majolikakübel empor wachsend von der Erzherzogin Sophie zum Geburtsfeste gespendet worden war.

Ich stellte meinen Begleiter vor.

„Ich bin erzogen in der Verehrung gegen Sie", sagte dieser, sich ehrerbietig verneigend, „und schätze mich glücklich Ihnen dieselbe persönlich ausdrücken zu dürfen."

— „Es thut mir leid, daß Sie mich so alt und hinfällig vor sich sehen; ich war nicht immer so, wie ich Ihnen jetzt erscheine, da mich das Alter niederbeugt und ein unglücklicher Fall, den ich vor sieben Jahren in Steiermark that, meine Kopf- und Gehörnerven so zerrüttet hat, daß ich nicht nur nicht mehr hören, sondern oft nur mit Mühe sprechen kann, und mir oft die Gedanken so vergehen, daß ich das rechte Wort nicht mehr finde und ich — ich —"

„Und ich immer noch dabei den anderen Menschen überlegen bin", fiel ich scherzend ein.

— „Man sollte gar nicht so alt werden", fuhr Grillparzer fort, „denn man steht auf einer Stufenleiter, die aufwärts und abwärts geht und mit den Jahren kommt man zurück zur Stufe, wo der Pöbel steht und wo die Kindheit anfängt — und da steh' ich gerade."

Wir lachten. „Was soll man darauf antworten, was nicht eine Plattitüde wäre!" rief mein Begleiter.

— „Ich versichere Sie, es ist so, und wenn man alt ist, weiß man nichts mehr von sich, von der Welt, von den Anderen. Wenn ich meine „Ahnfrau" jetzt lese mit all' den Gespenstern und Spukgestalten, so bin ich wol geneigt den Kritikern Recht zu geben, die diese Hinneigung zum Uebernatürlichen tadeln; aber die Wirklichkeit und die wirklichen Menschen waren mir zum großen Theil unerträglich; ich mußte mich in eine andere Welt flüchten und mir eine neue Umgebung erschaffen, die mich entschädigen sollte für die wirkliche, in der ich es nicht aushielt."

„Sie haben", fiel ich ein, „für diese Ihnen unleidliche Welt so Schönes geleistet, daß sie für Sie den Werth haben muß, den ein unartiges Kind dennoch und dennoch für seine Mutter hat."

— „Diese Zeit des Leistens ist bei mir schon allzu lange vorüber. — Wenn ich jetzt einen Brief schreiben will, gehorcht der Gedanke nicht meinem Willen, das Wort nicht meinen Gedanken, die Hand nicht dem Wort und sogar die Feder parirt nicht mehr der Hand. Da fühlt man, daß man tief unten angelangt ist und alles wird Einem zur Last, weil alles eine Mühe oder eine Plage ist."

„Sie sollten aber gar nicht schreiben, wenn es Ihnen solche Anstrengung kostet", sagte Graf Lanckoronski.

— „Es giebt doch Dinge, die dazu nöthigen, Briefe, die geschrieben sein sollen — Personen, die meiner zum achtzigsten Geburtstage gedacht und denen ich antworten möchte."

„Haben Sie den Brief an die Königin von Preußen geschrieben?“ frug ich.

— „Ja, Gott sei Dank, er ist geschrieben. Die Königin von Preußen“, fuhr Grillparzer gegen den Fremden fort, „hat mich zu meinem achtzigsten Geburtstage mit einem Briefe beehrt, für welchen zu danken eine Ehrenpflicht für mich war, auf welchen zu antworten ich wirklich schwer Anhaltspunkte gefunden hätte. Aber sie nennt sich in diesem Briefe eine „Tochter von Weimar“, und Weimar — das muß man zugestehen — hängt mit allem zusammen, was für Deutschlands Literatur Bedeutung hat. So habe ich ihr auch in diesem Sinne geantwortet; denn es war freundlich von ihr, daß sie meiner gedacht in dieser Zeit, die für Sie so vieles mit sich brachte und in der ihr so viel Ehren, aber auch Pflichten zufielen, und diesen hat sie sich, wie man hört, mit größter Bereitwilligkeit unterzogen, sich als eine wahre Vorsehung der Verwundeten gezeigt. Das alles nimmt in Anspruch, um sie her ist noch große Bewegung und in diesem Gewirr hat sie an meinen armseligen Geburtstag gedacht — denn ich glaube, sie hat wirklich selbst daran gedacht; ich wüßte nicht, wer in ihrer Umgebung es gewesen sein sollte.“

Graf Lanckoronski sprach seine Freude darüber aus, daß überhaupt eine derartige Manifestation von dorther zu diesem Festtage gekommen sei und Grillparzer erging sich nun mit ihm in Erinnerungen an die gräfliche Familie Stadion, in deren Kreis er einige Zeit zugebracht hatte.

— „Es war eine vortreffliche Familie, der alte Graf

ein ausgezeichneter Mann, ein vorzüglicher Cavalier von der Art, wie es deren jetzt nur wenige mehr giebt. Die Söhne und Töchter standen ihm nicht nach und alle haben sich gegen mich überaus gütig gezeigt. Ich aber war damals in übler Verfassung, denn ich sollte Geschäfte führen und zugleich der Gesellschaft angehören und das ließ sich oft für mich nicht vereinen; es kam eine tiefe Verstimmung über mich, welche mich auch veranlaßte aus einem Verhältniß zu treten, in welchem ich schwerfällig und ungeschickt erschien, und es auch war."

„Die Leute hielten Sie für menschenfeindlich, wie alle, die etwas scheu und nicht leicht verständlich sind", sagte ich dazwischen.

— „Und ich war stets ein warmer Menschenfreund, aber freilich ein noch größerer Freund der Wahrheit und dieser begegnet man im großen Verkehr selten — eher noch bei Frauen als bei Männern. Das hat mich immer mehr zu jenen gezogen und ich gelte als ein großer Weiberfreund. Ueber alles Andere herrscht aber bei mir das Bedürfniß allein zu sein, der Drang nach Einsamkeit und Natur — und eben das Natürliche war es auch, was mich bei den Frauen anzog, während die Männer — namentlich die Deutschen — immer etwas außer sich suchen, das sie erreichen wollen und das sie unwahr macht.

Grillparzer, der leidenschaftliche Oesterreicher vergangener Zeiten, konnte diesen Zug nach äußerer Geltung, nach nationaler Mündigkeit und politischer Einigung an dem Deutschen seiner Natur nach nicht verstehen.

— „Ich kann nicht helfen", fuhr er fort, „ich habe

es immer so gefunden, und früher, da sie noch bescheiden waren, konnte man eher darüber hingehen. Ich habe vor kurzem ein paar Zeilen darauf gemacht —"

„O, lassen Sie hören", baten wir.

Grillparzer sagte eine vierzeilige Strophe her, die er recitirend verbesserte und die ich schnell niederschrieb; sie lautete:

„Als die Deutschen noch bescheiden nach alter Weise,
Sprach ich gern ein Wort zu ihrem Preise;
Nun, aber da sie sich selber loben,
Fühl ich mich fürder der Müh' überhoben."

„So, nun setzten wir der Sache die Krone auf", rief ich, indem ich das Blatt auf ein Buch legte, und mein Begleiter ihm die Feder reichte. „Sie schreiben Ihren Namen darunter und Graf Lanckoronski soll damit ein Andenken haben."

Der alte Herr that es lächelnd, während Graf Lanckoronski dankend versicherte, daß diese Zeilen ihn als Erinnerungszeichen durch's Leben begleiten würden.

Offenbar waren unterdessen Gedanken an die Vergangenheit in Grillparzer lebendig geworden und mit erneuerter Wärme gedachte er der Stadion'schen Familie, namentlich des Sohnes Franz, des edlen patriotischen Mannes der (1850) nach der Intervention der Russen in Ungarn gebrochenen Herzens und gestörten Geistes, an Oesterreichs Zukunft verzweifelnd, gestorben war.

— „Sein Vater, der Staatsminister", sagte Grillparzer, „war auch ein warmer, österreichischer Patriot und hatte dem Staat und dem Kaiser große materielle

Opfer gebracht, wie ich durch die Stellung, in der ich im Hauſe war, Gelegenheit hatte Einblick zu nehmen. Demungeachtet verlor er unter Kaiſer Franz Amt und Einfluß und er, der Oeſterreich regiert hatte und alle politiſchen Verhältniſſe auf's genaueſte kannte, trat als Finanzminiſter in einen ihm ſo fremden Wirkungskreis, daß er mir ſelbſt einmal ſagte: Als ich das Miniſterium des Aeußern führte, wußte ich zu befehlen; ſeit ich aber Finanzminiſter bin, muß ich meine Hofräthe um Alles fragen. Dabei war er ein Mann von ſeltener Bildung, freigebig und wohlthätig im höchſten Maße und alles Gute fand in ihm einen Beſchützer, wie es ja in dem Begriff des Adels lag."

Ich erwähnte, daß ich ſoeben eine Biographie Karl Maria von Weber's — von ſeinem Sohne Max Maria geſchrieben — läſe, in welcher dieſer ſich gleichfalls im Lobe der damaligen öſterreichiſchen Ariſtokratie ergehe und die Art und Weiſe rühme, wie ſie die Künſte und Talente unterſtützt hätten, wie Tomaſchek bei Buquoy, Haydn bei Eſterhazy ihre Exiſtenz geſichert gefunden und daß dabei von einem Grafen Wrtby, von dem man im Publicum wenig gehört, die Rede ſei, welcher gleichfalls viel gethan haben ſollte.

Grillparzer erinnerte ſich dieſes Namens gar wohl, betonte aber zugleich, daß „ſein Graf Stadion" in anderer Weiſe gewirkt und Schutz gegeben habe, mehr in ſtaatlicher und politiſcher, denn in künſtleriſcher Richtung. „Graf Stadion hatte", fuhr er fort, „das Gefühl, daß es etwas bedeute, dem Staat zu dienen, daß es ſeiner Stellung gemäß ſei Opfer zu bringen, und

Pflicht etwas vorzuſtellen, was ſeinem Stande zur Ehre, der Stelle, die er einnahm, zum Nutzen gereichte. Er war zugleich der einzige von den großen Herren der damaligen Zeit, der in meiner Jugend mir wolwollend und freundlich entgegen kam und auch einer der Erſten, denen ich meinen Ottokar vorlas. Er beſaß nebſt vielen anderen Tugenden auch noch die Eigenſchaft, die Geſellſchaft von Menſchen, die ihm langweilig, ja in ihrer anſpruchsvollen Beſchränktheit offenbar zuwider ſein mußten, mit weltmänniſcher Geſchmeidigkeit zu ertragen — was ich nie gekonnt habe und damals in Jamnitz weniger als je. Ich war ein recht mürriſcher, einſilbiger Geſell und bitten Sie ja Ihre Mutter *) — die, wie ich hoffe, noch am Leben iſt — in meinem Namen wegen meiner damaligen Langweiligkeit um Verzeihung. Mit den wärmſten Empfehlungen an alle Mitglieder der Familie Stadion, die ſich ſeiner erinnerten, mit Gruß und Händedruck ſchieden wir.

*) Die Tochter des Grafen Stadion, auf welche ſich des Greiſes Erinnerungen bezogen, war die Wittwe des Oheims, Tante nicht aber Mutter Graf Karl Lanckoronski's, ein Umſtand, den dieſer, um nicht die Zeit mit Familienerklärungen hinzubringen, auf ſich beruhen ließ.

Herbſt 1871 bis Januar 1872.

Baden-Baden. Sehnſucht nach dem Tode. Ben Jonſon. Letzte Beſuche.

Als ich zu Ende des Sommers 1871 in Baden-Baden einer beſonderen Angelegenheit wegen eine Audienz bei der deutſchen Kaiſerin Auguſta erbat und erhielt, erlaubte ich mir am Ende der Unterredung aus dem in der Mitte des Tiſches ſtehenden Korbe eine Blume für Grillparzer zu verlangen.

„Für Grillparzer?“ erwiederte die hohe Frau — „ſehr gern. Ich habe ihm ja zu ſeinem achtzigſten Geburtstag geſchrieben, als Tochter von Weimar.“

„Und dieſes glückliche Wort“, verſetzte ich, „das allenthalben wiedergeklungen und große Freude bereitet hat, iſt es eben, das mir den Anlaß zu meiner Bitte gibt.“

„Eine Blume“, ſagte die Kaiſerin gütig, „iſt gar zu vergänglich. Ich werde ihm meine Photographie ſchicken und ein Wort „Die Tochter von Weimar“ darunter ſetzen.“

Freudig dankte ich, noch freudiger begrüßte ich das Bild und brachte es nach der Heimkehr triumphirend Dem, für den es beſtimmt war. Grillparzer betrachtete es mit großer Theilnahme, frug, ob es ähnlich, ob nach

der Natur oder nach einem Bilde sei und ließ sich auf's genaueste erzählen, unter welchen Umständen ich dazu gekommen war, ihm diese Photographie zu bringen, und welchen Eindruck insbesondere die deutsche Kaiserin gemacht habe. Er hörte aufmerksam zu, schien mir aber hagerer und gebeugter als jemals, und es wurde ihm sichtlich schwer sich von seinem Stuhl zu erheben. Da er über die zunehmende Unbehülflichkeit klagte und ich besorgt eines Unfalls — er war auf der Treppe gefallen — gedachte, der ihm begegnet und sich wiederholen könnte, erzählte er in ganz zufriedenem Tone, daß er vorderhand gar nicht ausgehe und auf den Wunsch der Fräulein Fröhlich zu Hause und drüben bei ihnen speise, bis das Wetter besser, er wieder stärker, oder es nicht mehr nöthig sein werde für sein Mittagsessen zu sorgen.

Da ich eine abwehrende Bewegung machte fuhr er fort:

— „Uebrigens können Sie ruhig sein, denn ich habe ja eine Pension vom Kaiser bis an mein Ende, und wenn man die hat, lebt man um so länger. Aber Scherz bei Seite — wem kann mit einer Existenz, wie die meinige, gedient sein? Was kann jemand für ein Gefallen damit geschehen, daß ich in so elender Weise noch herumkrieche? Ich habe keine Freude, andere können auch keine daran haben und der Gedanke ist traurig, vielleicht den Tod auch noch schwer mit Schmerzen und Leiden erkaufen zu müssen und seinen Hausgenossen durch langes Siechthum zur Lust zu fallen."

Ich wandte ein, daß man schon aus Schonung für

die Umgebung, für alle, die Theil nehmen, solche traurige Dinge nicht unnöthigerweise sich und Anderen vorhalten solle.

— „Wenn Ihnen damit gedient ist, daß ich es nicht sage, so kann ich Ihnen diesen Gefallen thun. Mit dem Denken aber ist es anders und niemand in der Welt zu Liebe kann man etwas nicht denken, was man halt doch denkt. Es geht damit wie mit körperlichen Vorgängen; man kann dem Herzschlag gleichfalls nicht gebieten und so ist es auch mit dem Gehirn. Was da vorgeht, entzieht sich dem Bewußtsein und also auch dem Willen."

„Zu diesen durch die Vernunft nicht zu bewältigenden Gedanken, welche vielleicht mehr Egoismus als wahre Freundschaft verrathen", erwiederte ich, „gehört bei mir der Wunsch, Sie uns recht lange erhalten zu sehen."

Ich sagte, was mir die Stimmung eingab, aber Grillparzer unterbrach mich.

— „Ich weiß, Sie, meine Hausfräulein und noch einige — Sie werden vielleicht trauern. Die Fröhlich werden gar betroffen sein in ihrer lebhaften Art und Weise und eine längere oder kürzere Zeit es nicht verschmerzen können — und Sie alle werden auch später noch an mich denken — und das sollen Sie auch und es freut mich, daß ich das weiß — aber, aufrichtig gesagt, sie müssen bald einsehen lernen, daß es für sie und für mich besser ist, wenn diese Existenz ein Ende hat — Das, was man mir wünschen soll und was ich mir vor allen Dingen wünsche, das ist ein leichtes, ruhiges Ende."

Ich bemühte mich diesem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sprach von Stärkung, vom Sommer, von Baden und so kam ich auf Baden-Baden, wo wir soeben gewesen waren. Ich setzte auseinander, wie herrlich, paradiesisch schön unser Baden bei Wien sein könnte, wenn über alle Berge und Höhen sich Fahrstraßen schlängen, die entfernten, fast von niemandem gekannten Gegenden des Zobelhofes, des Lindkogels, des eisernen Thores zu den Spaziergängen mit einbezogen, mit Wegen versehen und die in das Helenenthal mündenden Seitenthäler von Straßen durchschnitten und von Wohnhäusern belebt würden, wie dies eben in Baden-Baden der Fall sei.

— „Nur setzt das eine weiter vorgerückte Culturstufe voraus, welche den Badnern noch auf lange hinaus unerreichbar bleibt; denn wenn der Erzherzog Anton, dieser große Gönner der dortigen Gegend, nicht das Felsenthor gesprengt und eine Fahrstraße durch das Helenenthal gezogen hätte — den Badnern wäre so etwas nie eingefallen — niemals."

Grillparzer gedachte hierbei des Volksunterrichts und wie sehr die gute Erziehung selbst weniger befähigten Menschen im großen und allgemeinen über besser Begabte ein gewisses Uebergewicht leihe.

— „Man sieht das", sagte er, „am deutlichsten bei den Norddeutschen, die im Besitz besseren Volksunterrichts sind, und von denen der Oesterreicher, ungeachtet er mit den vortrefflichsten Naturanlagen ausgestattet ist, sogar für beschränkt angesehen wird, weil es im Volke an Bildung fehlt."

Ich erzählte hierauf von Schulen und Bildungsanstalten im Badischen, erwähnte auch des Luisenhauses und wie die Großherzogin selbst die Heranbildung von Krankenpflegerinnen unter ihrem Schutz fördere; wie vortrefflich der junge Thronerbe unterrichtet und erzogen werde; mit welchem Interesse die regierenden Eltern, ja mit ihnen das ganze Land den Bildungsgang dieses jungen Prinzen begleiten und welchen Einfluß auf die Gesammtheit es übe, wenn fürstliche Frauen sich ernstlich um die Erziehung annähmen, weil dadurch alle Frauen auf diese Wege hingewiesen würden und die Bildung zu fördern suchten.

— „Ohne Frauen keine Familie, ohne Familie keine Bildung, man sehe nur nach dem Orient. Die in Europa gebildeten Männer kommen dahin und gehen vereinzelt und ohne Wirkung unter — wie das nicht anders möglich ist, ohne Familie, ohne Frauen, ohne Geselligkeit."

Das Gespräch kam dann auch auf den Einfluß, den die Erziehung selbst in den herrschenden Familien übe, auf die Einwirkungen des Katholicismus und Protestantismus auf die Prinzen der Häuser Habsburg, Hohenzollern und auf den Kaiser Wilhelm, den einzigen Sterblichen vielleicht, gegen welchen der Antagonismus in Grillparzer's Herzen sich bis zum Hasse steigerte. Demungeachtet fand er an diesem Gegenstand seines energischen Widerwillens zwei Seiten, welche er mit Achtung anerkannte. Es war dies das unerschütterliche Festhalten an dem Fürsten Bismarck als an dem Manne höchster Staatskunst und Einsicht insofern es

dem Wohle Preußens galt, und die persönliche Leistung des greisen Königs in einem Winterfeldzuge wie der des Jahres 1870, welche dem hinfälligen Dichter imponirte. Und als ich der strammen Haltung und des aufrechten Ganges des alten Kaisers gedachte, sagte er, den Kopf nach Möglichkeit empor streckend, scherzhaft:

— „Nicht wahr — so wie ich?"

Er ging dann über auf Louis Napoleon, auf die Kaiserin Eugenie und ich erzählte von dem Roman Georges Sand's, in welchem das Jugendleben dieser eigenthümlich gearteten Frau geschildert und mit dichterischem Seherblick (1869) von ihrem Wesen und Charakter gesprochen werde. Auch von anderen Büchern war die Rede.

Als ich jedoch einiges von solcher Lectüre zu schicken mich erbot, lehnte er ab.

— „Nein — jetzt nicht, vielleicht später."

Ich frug, ob ich etwas Schlechtes aufgetischt und meines Privilegiums verlustig sein sollte.

— „Nein, o nein — aber ich bin so matt. Alles strengt mich an, sogar das Zeitungslesen; ich habe nur Freude an dem, was mir nicht neu ist, an meinen alten Büchern, die ich schon kenne."

Das schien mir betrübend und bangen Herzens ging ich heim.

Als ich bald darauf wieder kam, um mich nach dem Befinden zu erkundigen, fand ich Grillparzer lebhafter; er war aufgeregt durch einen Besuch und das Gespräch

drehte sich um Familienangelegenheiten. Er frug auch, wie es unserem Sohne gehe und ob der Aufenthalt im Winter auf dem Lande nicht seinen Wunsch, sich der Oekonomie zu widmen, beeinflußt habe. Auf meine Antwort, daß der Bursche sich selbst darin von frühester Jugend getreu geblieben sei, daß ich es aber als eine kleine Mortification ansähe, ihn einen Beruf ergreifen zu sehen, den in der Regel nur reiche Gutsbesitzersöhne oder solche wählten, bei denen es mit den Studien nicht gehen wollte, fiel mir Grillparzer in's Wort.

— „Lassen Sie ihn, lassen's ihn. Es giebt junge Leute, denen man die Zügel nicht über den Hals werfen darf, weil man Gefahr läuft, daß sie sich ihn brechen — aber in der Regel liegt in einer wohlgearteten Natur der richtige Trieb und die richtige Erkenntniß des Lebensweges — wenigstens so lange Leidenschaften nicht in's Spiel kommen; dann ist es freilich anders. Es ist auch erklärlich, daß bei einem gescheiten Menschen, wenn er im Besitz seiner Vernunft ist, sich unwillkürlich eine bestimmte Neigung für Das einstellt, auf was seine Talente und Anlagen weisen, und darin muß man ihn nicht stören . . ."

„O, das fällt mir nicht ein", rief ich dazwischen.

— „Aber auch nicht unsicher machen", fuhr er fort, „eine Mutter kann schon durch stille Wünsche und verschwiegene Abneigungen einen Einfluß üben. Es wird jedoch mit der Oekonomie bald so sein wie mit dem Handwerk, wo gleichfalls die bloße Fertigkeit lange nicht mehr ausreicht, so daß Der, der es zu etwas

bringen will, entweder Zeichner und Künstler oder Mechaniker sein muß, wenn er nicht ein einfacher Schuster ist und bleibt. Und gerade so wie die Handwerke sich in Industrien verwandelt haben, so daß es jetzt nur mehr Fabrikanten und Arbeiter giebt — und in noch viel höherem Grade wird es oder viel mehr ist es schon mit der Oekonomie der Fall. Diese fordert auch bereits solche Kenntnisse, daß man, um sie mit Glück zu betreiben, ein Physiker, Chemiker, ich weiß nicht was alles, gewiß aber ein wissenschaftlich gebildeter Mann sein muß. Und wenn Ihr Sohn einen Trieb verspürt aus der Stadt hinaus und in die Natur zurück zu kehren, so gehört er sicher zu der großen Schaar Derer, die in nächster Zukunft diesen Weg wandeln, diesen Drang verspüren und dadurch dem thörichten Verlangen, das die Menschen jetzt treibt sich in verpesteten Städten anzuhäufen, das Gleichgewicht halten werden."

Er kam dann auf die Folgen dieser städtischen Agglomerationen, welche unserer Zeit den ihr eigenen Charakter der Unzufriedenheit geben, und ging wieder auf persönliche Verhältnisse über.

Als ich nach Weihnachten kam, um für einige freundliche Zeilen zu danken, welche der Dichter in ein Exemplar seiner dramatischen Werke geschrieben, die ich, von lieber Hand zusammengestellt, erhalten hatte, und die Thür seines Zimmers öffnete, sah ich ihn regungslos in seinem Lehnstuhle liegen, das Buch umgekehrt auf

dem Tiſche, die Hände vor den Augen. Als ich näher trat, konnte er ſich einen Augenblick nicht zurecht finden, mich nicht erkennen; er klagte, daß es ihm an Licht fehle, die Augen verſagten ihm den Dienſt, er könne nicht leſen und meinte der Tag ſei dunkel, während es doch heiter war. Ich erſchrak, denn es erinnerte mich an Goethe's Ende.

In kürzeſter Zeit aber hatte er ſich erholt und ich ſprach, um ihm den peinlichen Moment vergeſſen zu machen, über die ſchönen für mich in das Buch geſchriebenen Zeilen, worauf er wider Gewohnheit tief in den Seſſel gelehnt antwortete, daß er mir für den Chriſtbaum habe ſchriftlich danken wollen, ſich zu ſchwach gefühlt, nebenbei aber die Ueberzeugung gehabt habe, ich würde auch ohne das an ſeine Dankbarkeit glauben, und ſo habe er dieſe lieber mündlich ausſprechen wollen. Ich war erſtaunt wie gut er hörte, wie leicht er ſprach; die ungeheure Willenskraft, welche in dieſer gebrechlichen Hülle wohnte, hielt dieſelbe aufrecht, ſo daß er ungeachtet ſeiner Schwäche die müden Organe noch zwang, ihm zum dienen, ja daß er noch mit ſicherer Hand die Flaſche zu ergreifen, einzuſchenken und ein übervolles Glas an ſeine Lippen zu führen vermochte, ohne einen Tropfen zu verſchütten.

Welche Anſtrengungen ihn dies aber koſtete, welche Gewalt er ſich anthat um ſich des Morgens von ſeinem Lager zu erheben und ſich aufrecht zu erhalten, das wußte er nur ſelbſt und ſo klagte er denn auch dies Mal über die Bürde ſeiner Exiſtenz.

Um abzulenken, frug ich, was das für ein Buch ſei, das umgekehrt auf dem Tiſch vor ihm lag.

„Ben Jonson", erwiederte er. „Es ist ein sehr talentvoller Schriftsteller, aber langweilig, er malt Vieles allzusehr aus, und da er ein Stück geschrieben: „Every man out of his humour" hat er den Gegenstand umgekehrt und ein zweites gemacht, das heißt „Every man in his humour." Es mag ihn interessirt haben, die Dinge nach entgegengesetzten Seiten zu bearbeiten und da hat er gemeint, es interessirt die anderen Leute auch; allein er irrt, was sich jemand denkt — ist an und für sich den anderen ganz gleichgiltig."

Ich sagte, daß es darauf ankäme, wer der Denkende und wie die Verhältnisse wären. Was große Männer gedacht hätten, habe, wenn es noch so geringfügig, dadurch Werth, daß sie es gedacht oder gesagt, und so sei es auch mit den Autoritäten einer vergangenen Zeit. Was Dichter und Schriftsteller des Alterthums über Freundschaft, Liebe, Pflichtgefühl und drgl. niedergeschrieben, sei oft an sich ganz unbedeutend, habe aber eben darum Interesse, daß vor zweitausend Jahren schon so gedacht und gesprochen worden sei. Ich sagte hierbei etwas Freundliches, das sich auf ihn bezog und er versetzte, er wisse, daß es von mir aufrichtig gemeint sei und darum freue es ihn.

— „Im Allgemeinen aber", fuhr er fort, „leide ich wirklich darunter, daß jedes unbedachte Wort, ja jeder Unsinn, den mein alter, schwacher Kopf hervorbringt, und für dessen Zusammenhang ich selbst oft nicht einstehen kann, unter die Leute gebracht wird, denn endlich ist die Welt auch noch immer geneigt anzunehmen, man habe selbst alle Dummheiten, die man gesagt, werth ge-

funden aufbewahrt zu werden; ja man genirt sich darum oft fast, etwas aufzuschreiben, das Einem durch den Kopf geht."

„Das kann doch bei Ihnen nicht der Fall sein!"

— „Ja wol! und mir ist sogar oft leid um ein Stückchen Papier; und wenn nicht gleich eines zur Hand ist, schreibe ich die Sachen gar nicht erst auf, denke es ist so besser."

Ich ereiferte mich über ein solches Verfahren, das mich an Schubert erinnerte, von welchem ich (durch den verstorbenen Sänger Vogl) wußte, daß er ein Papier, auf das er eben ein neues Lied geschrieben hatte, ohne weiteres benutzte, um ein Stück Käse darein zu wickeln und erwähnte tadelnd dieses Vandalismus.

— „Ja, ja, so bin ich auch, so bin ich auch!"

„Das ist abscheulich!" rief ich, „aber ich werde dagegen ein Mittel ergreifen und einen Bloc, ein Päckchen bereit gelegtes Papier, hierher stiften."

— „Das hätten Sie früher thun müssen. Jetzt ist es zu spät, nun plagen mich meine Gedanken nicht mehr, jetzt plage vielmehr ich die Anderen damit. Aber früher freilich habe ich manches aufschreiben müssen, um Ruhe vor mir selbst zu bekommen, und hab' die Sachen wie sie mir einfielen niedergeschrieben, nur daß ich sie los wurde, kreuz und quer, daß sie oft gar nicht zu lesen sind — was auch gar nicht nothwendig ist."

Die Beurtheilung dieser Nothwendigkeit gestand ich dem Dichter nicht zu, freute mich jedoch im Stillen, ihn wieder so lebhaft und gesprächig zu sehen. Als er aber, da ich mich empfahl, Miene machte sich zu erheben,

drängte ich ihn an der mir zum Abſchied gereichten Hand nach ſeinem Lehnſeſſel zurück und während er mir noch ſcherzend die Worte zurief:

—„Es muß ſchon wieder nach Ihrem Willen gehen“ — eilte ich nach der Thür, die ich haſtig hinter mir ſchloß, und die ſich nie wieder für mich öffnen ſollte.

360347

Aus dem

Verlag der Buchhandlung von L. Rosner,

Wien, Stadt, Tuchlauben 22.

Neues Wiener Theater.

Nr. 1. **Drei Paar Schuhe.** Lebensbild mit Gesang in 3 Abtheil. und 1 Vorsp. von **Carl Görlitz.** Für die österr. Bühnen bearbeitet von **Alois Berla.** Musik von Carl Millöcker. Preis 1 fl.

Nr. 2. **Der Pfarrer von Kirchfeld.** Volksstück mit Gesang in vier Acten von **L. Gruber.** — Nebst einem dramaturgischen Berichte von **Heinrich Laube.** Preis 1 fl.

Nr. 3. **Ein Vater, der seine Tochter liebt.** Posse in einem Act. Nach dem Französischen von **Hohenmarkt** Preis 50 kr.

Nr. 4. **Isaak Stern.** Posse mit Gesang in drei Acten (acht Bildern) von **G. L. Berg** (Neue Bearbeitung der Posse „Einer von unsere Leut" desselben Autors.) Preis 1 fl.

Nr. 5. **Der Meineidbauer.** Volksstück mit Gesang in drei Acten vom **Verfasser des „Pfarrers von Kirchfeld".** Preis 1 fl.

Nr. 6. **Doctor Ritter.** Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge von **Marie Baronin Ebner-Eschenbach.** Preis 50 kr.

Nr. 7. **Seit Gravelotte.** Dramatische Kleinigkeit in einem Act von **L. Bell.** Preis 50 kr.

Nr. 8. **Die 73 Kreuzer des Herrn Stutzelberger.** Posse in einem Act. Nach dem Franz. von **Ch. Homburg.** Preis 50 kr.

Nr. 9. **Aus Cayenne.** Original-Volksschauspiel in vier Aufzügen von **Eduard Horn.** Preis 1 fl.

Nr. 10. **Gringoire.** Schauspiel in einem Act von **Theod. de Banville.** Deutsch von Betti Paoli. Preis 60 kr.

Nr. 11. **Ein liberaler Candidat.** Lustspiel in einem Act von **Sigmund Schlesinger.** Preis 60 kr.

Nr. 12. **Der letzte Nationalgardist.** Volksstück mit Gesang in drei Aufzügen von **G. L. Berg.** Preis 1 fl.

Nr. 13. **Prinzessin Georges.** Pariser Sittenbild in drei Aufzügen von **A. Dumas** (Sohn). Deutsch von Ed. Mautner. Preis 1 fl.

Nr. 14. **Christiane.** Schauspiel in vier Acten von **Edm. Goudinet.** Deutsch von Ed. Mautner. Preis 1 fl. 20 kr.

Nr. 15. **Zwischen zwei Uebeln.** Posse mit Gesang in einem Act von **B. Brunner.** Preis 60 kr.

Nr. 16. **Zwei Ehen.** Lustspiel in einem Act nach **Locroy** von A. Ascher. Preis 60 kr.

Nr. 17. **Auf verbotenen Wegen.** Schwank in zwei Acten von **Bourgeois** und **Brisebarre.** Deutsch von Anton Ascher. Preis 60 kr.

Nr. 18. **Liselotte.** Historisches Genrebild in einem Act von **Sigm. Schlesinger.** Preis 60 kr.

Nr. 19. **Liebes-Tyrannei.** Lustspiel in einem Act. Nach dem Französischen von **Carl Treumann.** Preis 60 kr.

Nr. 20. **Die Kreuzelschreiber.** Bauernkomödie mit Gesang in drei Acten von **L. Gruber.** Preis 1 fl.

Nr. 21. **Fernande.** Pariser Sittenbild in vier Acten von **Vict. Sardou.** Deutsch von Ed. Mautner. Preis 1 fl. 20 kr.

Nr. 22. **Die Gräfin von Somerive.** Schauspiel in vier Acten von **Barrière** und **Prébois.** Preis 1 fl.

Nr. 23. **Tricoche und Cacolet.** Posse in 5 Abtheilungen von **H. Meilhac** und **Ludw. Halévy.** Deutsch von Carl Treumann. 1 fl. 20 kr.

Nr. 24. **Bon Appetit.** Schwank in einem Act. Nach dem Französ. von **Otto Pfeiffer** und **Jul. Hilbert.** Preis 60 kr.

Nr. 25. **Marcel.** Drama in einem Act von **Sardeau** und **Decorcelle.** Preis 60 kr.

Nr. 26. **Elfriede.** Schauspiel in drei Acten von **L. Anzengruber.** Preis 80 kr.

Nr. 27. **Sacré Coeur!** Lustspiel in einem Act. Nach fremder Grundidee von **F. Zell.** Preis 60 kr.

Nr. 28. **Die Zauberformel.** Lustspiel in einem Act von **S. Fritz.** Preis 50 kr.

Von **Adolf Wilbrandt** sind erschienen:

Die Vermählten.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Preis 1 fl. 50 kr.

Jugendliebe.

Lustspiel in einem Aufzuge.

Preis 75 kr.

Die Maler.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Preis 1 fl. 50 kr.

Gracchus, der Volkstribun.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Preis 1 fl. 50 kr.

Demnächst erscheinen:

Der Kampf um's Dasein.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Durch die Zeitung.

Lustspiel in einem Aufzuge.

Verlag von L. Rosner in Wien.

Der neue

Tanhäuser.

Sechste Auflage.

kl. 8. 6 Bogen höchst elegant ausgestattet. Preis 1 fl. 50 kr.

„Der neue Tanhäuser," sagt Wolfgang Menzel im Literaturblatt, „ist eine an sich zusammenhängende Reihe von Gedichten, deren ungenannter Verfasser ein großes poetisches Talent besitzt und nicht nur Meister des reinen Verses und des Wohllauts ist, sondern auch durch die Tiefe der Empfindung und Glut des Ausdrucks den Leser ergreift."

Rudolf Gottschall sagt u. a: „Diese Klänge sind heinisirend, aber es ist keine matte Nachahmung; es beseelt sie ein verwandter Geist, und die Gedanken Schopenhauer's, der als großer Denker gefeiert wird, geben der Dichtung tiefern Gehalt. — Nirgends ist hier eine Spur Heine'scher Saloperie; die Form ist fest gegossen und hat das Gepräge echten Talents. Wir lernen aus dem Werke des begabten Dichters den geistreich-pikanten, dürftig-üppigen Styl modernster Liebes-Philosophie kennen."

Laura.

Novelle in Versen

von

Alfred von Wurzbach.

Zweite Auflage. kl 8. 88 Seiten höchst elegant ausgestattet. 1 fl. 20 kr.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google